

PROLEGOMENA

zur

Geschichte der Menschheit

von

Das Druck-Verlag-Schiff ist nach der Bedingung gestellt, dass nach Freigabe
derselben die vorstehende Anzahl von Exemplaren der Abtheilung des Herrn in Dorpat
eingesandt werde.

Am 1. Nov. 1852.

Abtheilung des Herrn in Dorpat.

Oscar Kienitz.



Acc. 16078.

Dorpat,

Druck von Heinrich Laakmann.

1852.

ANZEIGEN

Zeitung des Hofrath de la Croix

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung gestattet, dass nach Beendigung desselben die vorschriftmässige Anzahl von Exemplaren der Abgetheilten Censur in Dorpat eingesandt werde.

Dorpat, den 3. November 1852.

(Nr. 122.)

Abgetheilter Censor Hofrath de la Croix.

Handwritten signature or mark.

Druck

Verlag von H. J. B. K. S. S. S.

1852

UNIVERSITATI CAESAREAE DORPATENSI

FESTO JUBILAE

PRIDIE IDUS DECEMBRES ANNI 1852

SIGNUM OBSERVANTIAE

NEC NON ET GRATIAE

HUNCCE LIBRUM

OFFERT

AUCTOR.

Εἰ ἔστιν ἀρίστων ἔντιμος ἄνθρωπος

Ἐπιθυμῶν τε σπουδῇ ἀρετῆς,

Πόσου νομίζεις ἄξιον πόλισμα

Ὁ μουσῶν χοροὶ ὅποτε μίσησαν;

Ἐρεσμα δίκης, ἀρετῆς ἔρμα;

Κρουνόν τε γραμμάτων τοῖς ἐφήβοις; —

Ἐρῶδυσάν σοι, μουσῶν ὡς ἔδρα φιλιότη,

Ἐτε δὲ πεντήκοντα ἀξίως

Κάμονται· ἔσσι περίφαντος πᾶσιν.

Εἰ μὴ γὰρ παράφρων μάντις ἔφυν, κοσμήσει

Εὐτυχία τὴν ὁδὸν σου καὶ δόξα

Τοῦ μεγάλα διαπράξασθαι· χαῖρε!

Εἴ τις ἐχθιστος ὠνείδισε ἀλκὴν σου

Κατάπλεως ἀπὸ φθόρου, λέγω ἀπλῶς:

„Ἐνεστίν· ἀλλὰ σοὶ μάθησις οὐ πάρα.“

Χρόνος γὰρ εὐμαρὴς θεός, πεπειρηται

Φερίστων, αἰεὶ δὲ ἔστησεν χρήματα,

Χωρίζων θνητὸν τε αἰωνίου.

Ὡς φθαρτός ἐστιν ἄνθρωπος! ἀλλὰ

θεοῖς ὅμοιον ποιεῖ νῦν ἡ γνῶσις.

Εὐδοξος ἔστω, ὃς μαθήματα

Φυλάττει, ἐκ πάντων τιμήσεται. —

Τιθήγη σοφίας! τρόπον φυλάττε τὸν αὐτὸν,

Αἰεὶ ἐνταῦθα κλέος σοι ὑπέριστατον·

Εὐνοίαν οὔσις πάντων ἐκ ὁμιλητῶν.

Τὸ πρῆγμά σοι ὁ θεὸς εὐδοσίη,

Αὐτὴ τε, πρόσπολοι τε σοι

Εὐήμεροι γένοισθε.

Ο. Κ.

VORWORT.

Die Gewohnheit auch wissenschaftliche Werke, deren Inhalt in ihrem Titel ausgedrückt ist, und deren Bestimmung nur eine sein kann, mit einer Vorrede zu versehen, scheint eher aus einer Art Ueberlieferung als aus dem Gefühle einer Nothwendigkeit entsprungen zu sein, und man könnte es deshalb für überflüssig halten, eine Einleitung in die Weltgeschichte, als welche sich dies Buch ankündigt, noch besonders zu bevorzugen. Aber abgesehen davon, dass der Begriff einer Einleitung in die Geschichte keineswegs ein in sich fest bestimmter, ein abgeschlossener und mit einem genauen Inhalte erfüllter ist, dass er beliebig weiter und enger gefasst werden kann, und die Vorhallen der Geschichte das Verschiedenartigste in sich aufnehmen vermögen, sind die historischen Wissenschaften so gut wie die andern, gegenwärtig viel zu sehr in die keineswegs günstige Stellung von Parteien gerathen, als dass der Verfasser eines historischen Werkes wie das vorliegende, sich dem Zwange entziehen könnte, zuvor seine Parole und sein Feldgeschrei abzugeben, damit der Leser wisse aus welcher Schule es entsprungen sei. Die Bestimmung einer Vorrede ist keine andere als in der Kürze das wissenschaftliche Glaubensbekenntniss des Autors, sein „*Praeterea Censeo*“ abzugeben, und wenn es für gut und nützlich gehalten werden kann, schon im voraus den Standpunkt des Autors zu kennen, mit dessen Werke wir uns bekannt machen wollen, dann ist es mehr als nur eine Höflichkeit gegen den Leser Vorreden zu schreiben, wir halten es für ein geeignetes Mittel Missverständnissen vorzubeugen.

Ich habe in der Einleitung zu diesem Werke mich über das Verhältniss der Philosophie zu den empirischen Wissenschaften ausgesprochen, und man wird mir vielleicht den Vorwurf machen, dass ich den Begriff des Empirismus zu allgemein gefasst, die Anschauungsweise des wissenschaftlichen Empirismus mit der ganz vulgären verwechselte, man wird es vielleicht hervorheben, dass auch ausserhalb der philosophischen Schulen das Bestreben nach Einheit in der Anschauung, nach einem Principe sichtbar sei. Dagegen würde ich erinnern, dass meine Einwendungen nicht ein bestimmtes System, sondern die empirische Anschauungsweise überhaupt treffen sollen, und dass diese nur eine sein könne. Ich wollte den Irrthum rügen, die Sphäre des Seins als eine vom Denken getrennte zu betrachten, da für die Grundlage aller Wissenschaft doch nur das absolute Einssein von Sein und Denken angenommen werden darf. Der äussere Schematismus vermag eine Grundanschauung nicht zu ändern, und alle denen die Formen und Erscheinungen der Natur nur für sich zählen, stehn auf demselben Grund und Boden empirischer Weltbetrachtung. Mag es immerhin eine erfreuliche Erscheinung sein, dass man angefangen hat, Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus und das neuentdeckte Od auf eine Grundkraft zurückzuführen, so lange diese noch als materiell gedacht wird und daher einer Erklärung bedürftig ist, kann sie noch kein Princip für die Naturwissenschaft abgeben. So ist auch der Chemismus wohl ein Weltgesetz, nicht das Weltgesetz. Man wird sich aber über dieses oberste Weltgesetz in den Naturwissenschaften nicht eher verständigen, als bis der Geist in seine geschmälernten und nur zu lange verkannten Rechte wieder eingesetzt ist. Was wir durch Experimentiren, durch Zertheilen nicht auffinden können, ist *a priori* gesetzt und muss auch *a priori* erkannt werden.

Aber ich habe nicht die Bearbeiter der Empirie in ihren hergebrachten Rechten antasten wollen, indem ich die Flucht vor dem philosophischen Gedanken als der Wissenschaft unwürdig bezeichnete. Was sich als Vorarbeit giebt, sei dankbar angenommen; doch, um von der Geschichte zu reden, mein Tadel trifft den Dünkel, dass roh aufeinandergethürmte Bausteine ein Tempel, oder aneinandergereihte Notizen Geschichte sind. Es ist der Götzendienst des Factums, dem mein Angriff gilt, der Glaube, dass dieses Factum für den Historiker eine andere Bedeutung habe als Ausdruck höherer Vernunft zu sein, der Glaube, dass man ohne Nachweis dieser höheren Vernunft noch Geschichte schreiben könne. Die Geistlosigkeit, der es überall nur um die nackte Thatsache, um das was die Oberfläche der Weltbegebenheiten ausmacht zu thun ist, mag sich immerhin über mein Buch ärgern, oder aber sich gleichgültig von ihm abwenden: wer sich begeistert fühlt für das, was er als eine Aufgabe seines Lebens erkannt, für die Vertheidigung der Wissenschaft gegen äussere und innere Feinde, für ihn muss seine innere an den Aussprüchen und Lehren grosser Männer aufgenährte Ueberzeugung Beweiskraft haben. Man möge mir auf der andern Seite aber auch nicht den Vorwurf machen, dass mein Angriff einem unwürdigen Gegner gelte; wir werden im Leben wie in der Wissenschaft immer Richtungen bekämpfen, von denen wir selbst unangenehm berührt wurden, und ich hatte Gründe aus den mehrfachen mir diametral gegenüberstehenden Richtungen gerade den Empirismus auszuwählen, der überall wo die Philosophie zu den frommen Wünschen gehört seine grösste Stärke entfaltet.

Ich wollte dieses Werk, das aus einem seit 15 Jahren zusammengetragenen Material erwachsen ist, ursprünglich erst nach seiner völligen Vollendung erscheinen lassen. Wenn ich nun meinen Entschluss änderte, und es dem gelehrten Publikum in 5—6 Lieferungen übergebe, so wird die Absicht, welche ich mit Herausgabe dieser ersten Lieferung verband, mich wohl genügend entschuldigen. Es ist ein wenn auch kleiner Tribut der Dankbarkeit, den ich hiermit entrichte, Dankbarkeit gegen eine Universität, welche mich nicht allein den Werth der Wissenschaft, sondern auch den des Lebens zuerst erkennen lehrte. Möge dieses Werk nach seiner Vollendung den Zöglingen derselben Universität ein Mittel werden, dem tiefern Sinne der geschichtlichen Offenbarungen nachzuspüren.

Das Werk wird aus einem Bande bestehn, der sich nach seinem Inhalte in zwei Abtheilungen zerlegt, von denen die zweite die Genesis der Menschengeschichte begreift. Was die Literatur betrifft, welche ich den einzelnen Kapiteln vorgesetzt, so sollte sie weder eine ausführliche sein noch auch nur solche Werke bringen, deren Ansichten ich theile. Sie soll theils einen vorläufigen Begriff von den vorhandenen Hülfsmitteln geben, theils auch dem Leser die Vertreter namhafter Richtungen vorführen. Es sind Richtungen, die jeder zu überwinden oder anzunehmen hat, der sich ganz dem Dienste unserer Wissenschaft widmet. Ich habe sie selbst an mir erfahren, sie gleichsam durchlebt und überlasse es dem Freunde der Wissenschaft, sie in den genannten Werken kennen zu lernen. Nur was man selbst durchlebt, hat man nach seinem Werthe erkannt. Es ist nichts mir Fremdes, nichts Entlehntes was ich in diesen Blättern biete. Die von mir bekämpften Richtungen gehören Bildungsstufen an, die ich als durchlebte bereits hinter mir habe.

Gräfenfeld in Livland, den 1. November 1852.

Der Verfasser.

ΠΡΟΛΕΓΟΜΕΝΑ

zur Geschichte der Menschheit.

„Οἱ ἔμπειροι τὸ ὅτι μὲν ἴσασι, διότι δ' οὐκ ἴσασιν.“

(*Aristotelis Metaphysica. Recogn. H. Bonitz. I. p. 5.*)

Aber ich habe nicht die Bearbeiter der Empirie in ihren hergebrachten Rechten antasten wollen, indem ich die Flucht vor dem philosophischen Gedanken als der Wissenschaft unwürdig bezeichnete. Was sich als Vorarbeit giebt, sei dankbar angenommen; doch, um von der Geschichte zu reden, mein Tadel trifft den Dünkel, dass roh aufeinandergethürmte Bausteine ein Tempel, oder aneinandergereihte Notizen Geschichte sind. Es ist der Götzendienst des Factums, dem mein Angriff gilt, der Glaube, dass dieses Factum für den Historiker eine andere Bedeutung habe als Ausdruck höherer Vernunft zu sein, der Glaube, dass man ohne Nachweis dieser höheren Vernunft noch Geschichte schreiben könne. Die Geistlosigkeit, der es überall nur um die nackte Thatsache, um das was die Oberfläche der Weltbegebenheiten ausmacht zu thun ist, mag sich immerhin über mein Buch ärgern, oder aber sich gleichgültig von ihm abwenden: wer sich begeistert fühlt für das, was er als eine Aufgabe seines Lebens erkannt, für die Vertheidigung der Wissenschaft gegen äussere und innere Feinde, für ihn muss seine innere an den Aussprüchen und Lehren grosser Männer aufgenährte Ueberzeugung Beweiskraft haben. Man möge mir auf der andern Seite aber auch nicht den Vorwurf machen, dass mein Angriff einem unwürdigen Gegner gelte; wir werden im Leben wie in der Wissenschaft immer Richtungen bekämpfen, von denen wir selbst unangenehm berührt wurden, und ich hatte Gründe aus den mehrfachen mir diametral gegenüberstehenden Richtungen gerade den Empirismus auszuwählen, der überall wo die Philosophie zu den frommen Wünschen gehört seine grösste Stärke entfaltet.

Ich wollte dieses Werk, das aus einem seit 15 Jahren zusammengetragenen Material erwachsen ist, ursprünglich erst nach seiner völligen Vollendung erscheinen lassen. Wenn ich nun meinen Entschluss änderte, und es dem gelehrten Publikum in 5—6 Lieferungen übergebe, so wird die Absicht, welche ich mit Herausgabe dieser ersten Lieferung verband, mich wohl genügend entschuldigen. Es ist ein wenn auch kleiner Tribut der Dankbarkeit, den ich hiermit entrichte, Dankbarkeit gegen eine Universität, welche mich nicht allein den Werth der Wissenschaft, sondern auch den des Lebens zuerst erkennen lehrte. Möge dieses Werk nach seiner Vollendung den Zöglingen derselben Universität ein Mittel werden, dem tiefern Sinne der geschichtlichen Offenbarungen nachzuspüren.

Das Werk wird aus einem Bande bestehn, der sich nach seinem Inhalte in zwei Abtheilungen zerlegt, von denen die zweite die Genesis der Menschengeschichte begreift. Was die Literatur betrifft, welche ich den einzelnen Kapiteln vorgesetzt, so sollte sie weder eine ausführliche sein noch auch nur solche Werke bringen, deren Ansichten ich theile. Sie soll theils einen vorläufigen Begriff von den vorhandenen Hülfsmitteln geben, theils auch dem Leser die Vertreter namhafter Richtungen vorführen. Es sind Richtungen, die jeder zu überwinden oder anzunehmen hat, der sich ganz dem Dienste unserer Wissenschaft widmet. Ich habe sie selbst an mir erfahren, sie gleichsam durchlebt und überlasse es dem Freunde der Wissenschaft, sie in den genannten Werken kennen zu lernen. Nur was man selbst durchlebt, hat man nach seinem Werthe erkannt. Es ist nichts mir Fremdes, nichts Entlehntes was ich in diesen Blättern biete. Die von mir bekämpften Richtungen gehören Bildungsstufen an, die ich als durchlebte bereits hinter mir habe.

Gräfenfeld in Livland, den 1. November 1852.

Der Verfasser.

PROLEGOMENA

zur Geschichte der Menschheit.

„Οἱ ἔμπειροι τὸ ὅτι μὲν ἴσασι, διδοὺ δ' οὐκ ἴσασιν.“

(*Aristotelis Metaphysica. Recogn. H. Bonitz. I. p. 5.*)

Einleitung.

§ 1.

Zu den Vorurtheilen, mit welchen die müßige Vorstellung der Menschen sich die Aussicht in die geistige Welt verbaut und das Leben so zu einem Schattenspiele flüchtiger Erscheinungen herabwürdigt, gehört auch jener erträumte Gegensatz von Wissenschaft und Leben, der Glaube, dass der Mensch den Zweck des Lebens um so sicherer erreiche, dass der Trank aus dem Becher des Daseins ihm um so köstlicher munden werde, je weiter er sich von dem entfernt hält, was man Träume der Gelehrten zu nennen pflegt. Wenn es nun zunächst als etwas der Wissenschaft Unwürdiges erscheinen kann, eine Anschauungsweise zu besprechen, der die Arbeit tiefer Denker, welche als die wahren Lichtspender von der dankbaren Vorzeit mit Tempeln und Altären geehrt wurden, für die leere Beschäftigung müßiger Köpfe, der die Gelehrsamkeit selbst für unnützen Ballast gilt, so ist dagegen zu erinnern, dass es wie unter den Verächtern der Religion, so auch unter den Gegnern der wahren Wissenschaft, Ungebildete und Gebildete gebe. Von diesen Gebildeten will ich reden, und zwar von jenem Theile, der selbst in Diensten der Wissenschaft steht, aber von Vorurtheilen befangen in sie hinein eine Trennung bringt, der ihrem Begriffe fremd ist. Zwar kann er sich nicht ganz einer gewissen Achtung vor der viertausendjährigen Arbeit des Gedankens erwehren; theils zu träge jedoch, theils unfähig, um sich mit den höheren Resultaten dieser Arbeit bekannt zu machen, zieht er nur eben so viel hiervon in den Umkreis seiner Beschäftigung als Liebhaberei oder auch das Princip der Nützlichkeit zulassen. Die feindliche Trennung, welche dadurch in die Wissenschaften kömmt, wird scheinbar durch eine ganz naturgemässe Eintheilung aller Disciplinen unterstützt. Es scheiden sich nämlich die Wissenschaften in zwei Hauptgruppen, in die Wissenschaften *a priori* und die empirischen Wissenschaften. Letztere lässt nun die genannte Anschauungsweise in ihrer ganzen Ausdehnung gelten, und will sie von den Wissenschaften *a priori* durchaus getrennt wissen, die sie für unnütz, wenn nicht für gefährlich achtet, die Mathematik etwa ausgenommen, eine reine Wissenschaft *a priori*, die aber in ihren Augen mehr ihrer Nützlichkeit als Evidenz wegen

Gnade findet. Dieser Trennung liegt aber durchaus die Trennung von Wissenschaft und Leben zu Grunde, nur das Nützliche, was in die Augen fällt, ist hier auch das Wissenswürdige. Wenn nach der Meinung des Ungebildeten das Leben der Wissenschaft überhaupt nicht bedarf, so fordert obige Trennung, dass eben nur das Nützliche Gegenstand der Wissenschaft sei, und ihre Anerkennung der empirischen Wissenschaften schlägt factisch in einen ähnlichen und deutlich genug erklärten Hass gegen die wahre Wissenschaft um. In Folge obiger Trennung gehn aber die empirischen Wissenschaften des belebenden Hauches, der sie aus dem Begriffe der Einheit aller Wissenschaften anweht verlustig und sinken auf eine Stufe herab, wo sie zu einem Aggregate trockener Notizen werden, die nicht mehr Wissenschaft sind, wo überhaupt alles wissenschaftliche Leben aufhört. Die Menschen sind von gestern, sie haben aus der Geschichte nicht gelernt, was Völker und Staaten aus der Dumpfheit der Barbarei zur Kultur erhob, ihr Princip ist noch immer das Princip des Dualismus in allen seinen möglichen Formen; so darf es uns nicht wundern, wenn wir Männer, welche der Wissenschaft zu dienen vorgeben, damit beschäftigt sehn, Geschichte und Natur immer mehr zu entgeisten.

§ 2.

Alle Gegensätze sind nur für die Vorstellung, im Denken lösen sie sich zur geistigen Einheit; so finden denn auch Wissenschaft und Leben eine höhere Lösung. Der daseiende Geist, der Geist wie er sich an die Zeit entäussert hat, tauscht seinen Reichthum gegen die Besitzthümer der Wissenschaft aus und in diesem Austausch erst erreicht das Leben seine Vollendung. So kann auch zwischen den Wissenschaften selbst kein feindlicher Gegensatz bestehn, ihrer wahren Wesenhaftigkeit nach umzieht sie alle das Band der Einheit: wo aber eine Trennung stattfindet, dort war das Denken des Trennenden ein fehlerhaftes. Wenden wir das Gesagte, das hier für's Erste als eine Voraussetzung stehn soll, auf unsern Gegenstand, die Geschichte, an, so ergiebt sich für uns die wichtige Lehre, dass sie als eine empirische Wissenschaft nicht von der Philosophie getrennt werden könne, wie es der Empirismus will, der die ewigen Wahrheiten in die Körper und andere wirkliche Dinge setzt und so zu einem Dogmatismus der Endlichkeit und Subjectivität wird. Die Geschichtschreibung ist mehr als nur ein Aneinanderreihen kritisch gesichteter Thatsachen, das Factum aber selbst nur die weitschichtige Hülle der sich manifestirenden Idee, und wir müssen von ihm die grosse Summe aller jener Zufälligkeiten, die eine Mitgabe der Zeit sind, abziehen, um den kleinen geistigen Rest zu erhalten, um densentwillen es sich allein lohnt, die Angelegenheiten der Menschen zu beachten und durch Aufzeichnung zu verewigen. Aber der Begriff der Einheit, unter welchem wir Geschichte und Philosophie betrachten müssen und wodurch wir erst das zu erkennen vermögen, was die Vernunft der Weltbegebenheiten ausmacht, muss von einer Weltanschauung getragen werden, welche der dualistischen gerade entgegengesetzt ist, die theils als die Verstandesansicht der Vernunftgegenstände oder als jene Philosophie, welche wie der Empirismus die Erfahrung für den einzigen Boden der Erkenntniss annimmt, ihr weites Heerlager auch auf dem Felde der Geschichte aufgeschlagen hat. Denn es giebt,

das ist nicht zu läugnen, mehr als eine Art die Geschichte durch Philosophie zu verderben, gegen welche der Empiriker im Rechte ist; aber wir kennen auch Systeme, welche das Bemühen unsterblicher Geister, die Geschichtschreibung auf der Anschauung der Individualität und den Charakter der Völker zu gründen, unterstützen, welche es rügen, das aus der Erfahrung Abstrahirte hinterher zu etwas Allgemeinem zu erheben, Systeme, welche die Nothwendigkeit in den Schicksalen, in den Gesetzen und Einrichtungen der Völker ehren, aber es auch wissen, dass Zufälligkeiten das Leben nicht hindern, sondern dass selbst sie von ihm belebt und durchdrungen werden. Sie verlangen nicht von jedem Historiker, er solle Philosoph von Fach sein, aber sie halten eine genaue Bekanntschaft mit den Resultaten der einzelnen Systeme für unerlässlich, und indem sie die grossen Denker als die eigentlichen Träger der ihre Zeit bewegenden Ideen nachweisen, bereiten sie zugleich die Jahrhunderte vor, in welchen man den philosophischen Systemen eine höhere Stelle in der Weltgeschichte einräumen wird, als dies jetzt noch der Fall ist, wo unsere Historiker nur in den Donnern der Weltgeschichte die Stimme der Nothwendigkeit vernehmen, aber die Arbeiten tiefer Geister entweder als bedeutungslos oder als müssige Träumereien darstellen und abfertigen.

§ 3.

Es ist Zweck dieser Einleitung, das wahre Verhältniss der Philosophie zu den empirischen Wissenschaften in der Kürze darzustellen: es soll die Frage beantwortet werden, wie verhält sich der Geist, das Denken zur Natur und zum Material der Geschichte? Wenn es auch zunächst hier darauf ankömmt, die Stellung der Philosophie zur Geschichte zu bestimmen, so kann dies doch nicht geschehn, ohne ihr Verhältniss zur Natur zu befragen, weil erstens das Verhältniss der Philosophie zu allen empirischen Wissenschaften dasselbe ist, und weil zweitens Geschichte und Natur zu einander in einer innigen Beziehung stehn. Der Codex der Natur hilft uns das Buch der Geschichte erläutern und umgekehrt; die Natur ist eine Geschichte, die überall die Spuren ihrer durchlaufenen Perioden trägt, und die Geschichte ist auch Natur in ihrer ersten Periode bis zur Erscheinung des Christenthums, ein inniges jetzt verschwundenes Zusammenleben des Menschen mit der Natur; Natur und Geschichte sind gleichsam das alte und neue Testament des schaffenden Geistes, die Natur eine grosse Weissagung auf den Menschen als ihren Endzweck und seine Schicksale, die Geschichte aber eine Erfüllung jener Weissagung, die endliche Versöhnung der Natur mit dem Geiste als ihrem Gebieter in ihrer fliessenden, zeitlichen Entwicklung.

§ 4.

Es ist die grosse That der Identitätsphilosophie, dass sie dem Systeme Fichte's gegenüber, welches die Dinge als absolutes Nichtobject bezeichnete, den Beweis führte, es gebe kein schlechthin nichtseiendes Object. Erst dadurch wurde eine wahre Naturphilosophie möglich gemacht. Kant hatte allerdings die von Cartesius ausgegangene, von Wolf verflachte mechanisch atomistische Naturansicht aus der Wissenschaft verdrängt, indem er den Begriff des Dynamischen der atomistischen und mechanischen Ansicht gegenüber in die Lehre von

der Materie einführte, indem er zweitens den seit Aristoteles vergessenen Begriff des Organischen wieder hervorzog. Er zeigte aber auf der andern Seite eben so sehr dem Empirismus den Weg, indem er die Möglichkeit einer Erkenntniss des Uebersinnlichen läugnete, indem er die Materie zum einzigen Gegenstande der Naturphilosophie erhob und so alle Metaphysik aus ihr entfernte. Von der Behauptung, dass uns nur Einsicht in die endlichen Erscheinungen möglich sei bis zu einem consequenten Längnen des Uebersinnlichen, ist der Weg nicht weit und der Verfasser der Kritik der practischen Vernunft ahnte es nicht, dass er durch seine Lehre eine materialistische und atheistische Auffassung der Natur begünstigen werde. Der Atheismus ist aber die Konsequenz des Empirismus. Eine wahre Naturphilosophie ist nur dann denkbar, wenn man nicht allein die Erkenntniss des Uebersinnlichen zugiebt, sondern auch die Materie als etwas Seiendes auffasst, das vom Uebersinnlichen gleichsam durchdrungen wird. Man mag aber der Ansicht sein, dass Natur und Geist qualitativ von einander unterschieden seien, die Lehre Hegel's, oder mit Schelling nur eine quantitative Differenz zwischen beiden lehren, durch beide Systeme ist eine Naturphilosophie möglich gemacht. Das Verhältniss des Geistes zur Natur, der Philosophie, zu den Naturwissenschaften ist seitdem ein Angelpunkt der Philosophie geworden. Ein jeder, der sich heute den Wissenschaften der Natur widmet, muss sich entweder für oder gegen die Philosophie erklären, und man wird eingestehn, dass die Mehrzahl der Naturforscher nicht allein gegen einzelne Systeme, sondern gegen die Philosophie selbst eine feindliche Stellung eingenommen hat. Es war eine schöne Zeit, wo Steffens, unstreitig der genialste Denker unter den Naturphilosophen des vorigen und unseres Jahrhunderts, von Schelling angeregt mit seinen »Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde« das Buch der Natur den ungewaschenen Händen abstracter Empiriker entriss, indem er zuerst die Erfahrungen der Naturwissenschaften unter dem Gesichtspunkte der Einheit zusammenzufassen wagte, und indem er der Natur einen ächt geschichtlichen Charakter aufdrückte, den Menschen selbst zu einem Producte der Naturentwicklung machte. Damals wurden seine grossen Bemühungen von Marcus, Röschlaub, Reil mit Begeisterung aufgenommen, wo denkende Naturforscher es erkannten, was seitdem viele vergessen haben, dass nicht dasjenige aus der Erfahrung selbst erklärt werden könne, was in der Erfahrung gegeben ist, und man daher zu seiner Erklärung über die Erfahrung hinausgehen müsse. Jetzt begnügt man sich, die Naturgegenstände in ihrem Fürsichsein, in dem Zufälligen ihrer Existenz zu betrachten, das Experiment ist Alles. Es scheint, dass die Empiriker fürchten, die Natur werde ihnen unter den Füßen weggezogen werden, wenn sie sich in's »Jenseits der Dinge« begeben, sie vergessen, dass dieses »Jenseits« noch in der Natur selbst vorhanden ist. Die Philosophie thut Recht, dem geistlosen Treiben des blossen Experimentirens gegenüber darauf zu bestehn, dass es in der Natur allgemeine Principien gebe, die aus dem Experiment selbst nicht erkannt werden können. Und gerade diese allgemeinen Principien sollten der Hauptgegenstand der Naturwissenschaft sein, die Einzelheiten nur als ein Mittel zur genaueren Erkenntniss dieses »Allgemeinen« untersucht und betrachtet werden. Aber viele Naturforscher kommen nur bis zur Schwelle des Tempels, das zeigt der Gang,

den sie nehmen. Ihre Methode ist eine rein äusserliche, Gegenstände und Erscheinungen werden von einander getrennt, jene nach ihrer Gleichartigkeit, diese nach dem Einfluss gruppirt, den sie auf die Gegenstände ausüben, alsdann sucht man sich durch Beobachten und Experimentiren Rechenschaft von den Kräften und Ursachen zu geben, welche jene Erscheinungen hervorrufen, das ist Alles. Um z. B. die Erscheinungen des Sehens zu erklären, öffnet der Physiker ein Auge, etwa ein Ochsenauge, er hält vor die Pupille des Auges einen Gegenstand, etwa ein Licht, und das kleine Bild desselben, welches er auf der hintern Wand des Auges erblickt, belehrt ihn, dass das Auge ein einfacher optischer Apparat sei. Damit ist die Erscheinung des Sehens als einer sinnlichen Wahrnehmung erklärt, aber darf der Naturforscher sich damit begnügen? Wie kommen doch die äussern Gegenstände zu unserm Bewusstsein? wie erhalten wir einen Begriff von dem Gegenstande, dessen Bild auf die hintere Wand des Auges fällt? Der Empiriker sagt: das Bild des Gegenstandes wird durch den Augennerv zum Bewusstsein gebracht. Das ist als ob man sagen wollte: ein Gemälde, das der Künstler schafft, entsteht dadurch, dass er Farben auf die Leinwand streicht. Wie vermag aber der Geist des Künstlers die einzelnen Farben zu einem Gemälde zu ordnen? wie vermag der Mensch die einzelnen Bilder, welche sein Auge aufnimmt, in Begriffe zu verwandeln? Das Experiment hilft wenig, wenn man vor der Schwelle des Tempels umkehrt, hinter welcher erst die Philosophie ihre Hauptaufgabe findet. Die mechanische Weise des Empirikers tritt noch deutlicher in seiner Behandlung der Lehre von der Electricität und des Magnetismus in die Augen. Es scheint, heisst es bei ihm, dass der alle Materie durchdringende Aether in eine eigenthümliche Bewegung versetzt werden könne, die Strömung genannt wird und die immer wieder in sich selbst zurückzulaufen strebt. Diese Ströme denke man sich als Strombündel oder Stromflächen, die sich nebeneinander bewegen. Aus ihnen kann man verschiedene Erscheinungen ableiten, die theils als Electricität, theils als Magnetismus sinnlich wahrnehmbar sind. So der Empiriker, der sich nach solcher Erklärung damit begnügt die rein äusserlichen Ursachen jener Erscheinungen namhaft zu machen. Was will die Armuth solcher Bestimmungen gegen den Reichthum dessen, was die Naturphilosophie über diese Erscheinungen zu sagen weiss, die den Magnetismus als die active Cohäsionskraft, als die allgemeine Bestimmung aller Materie auffasst, und die Electricität als den auseinandergefallenen Magnet? Wenn die Fülle der Beobachtung nicht unter allgemeine Gesichtspunkte gebracht wird, und wohl über keine Erscheinung sind mehr Erfahrungen gesammelt worden, als über Electricität und Magnetismus, dann wird ihre Strenge den Geist des Forschers knechten, nicht die Entwicklung der Wissenschaft fördern, sein Denken muss zu einem todten Fachwerke werden, in welchem die einzelnen Erfahrungen und Beobachtungen sich so gleichgültig gegeneinander verhalten wie ausgestopfte Thiere in einem zoologischen Kabinett. Das Hauptgebrechen des empirischen Naturforschers ist, dass er die Natur nur als Sinnlichkeit auffasst, nur den Inbegriff dessen, was durch die Sinne wahrgenommen wird Natur nennt. Der Indifferenzpunkt von Natur und der Idee bis zu welchem man nothwendig fortschreiten muss, liegt jenseits der Sinnlichkeit, wie im Magnetismus der Indifferenzpunkt

der entgegengesetzten Pole nicht an den Polen selbst, sondern jenseits derselben im Mittelpunkt der Linie sich befindet. Natur und Idee begegnen sich nicht in der Erscheinung, sondern in dem, was aller Erscheinung zu Grunde liegt, und so wenig nur sinnliche Vorstellungen hinreichen, um die Entwicklung der Organisation zu erklären, weil jeder Uebergang einer Naturform in eine höhere nur scheinbar eine äusserlich wirkliche Production ist, so wenig wird man es übersehn dürfen, dass es eine innere, nicht sinnlich wahrnehmbare Kraft ist, man mag sie nun Geist, Weltseele oder auch dialektischen Begriff nennen, welche die einzelnen Stufen der Natur fortleitet. Die höhere Philosophie, sagt Novalis, behandelt die Ehe von Natur und Geist und diese höhere Philosophie war für Novalis die Naturwissenschaft.

§ 5.

Wenn für den Empiriker die Natur eine Schranke bleibt, über welche er nicht hinaus kann, so durchbricht der Naturphilosoph diese Schranken, indem er in ihr mehr als nur Einzelheiten erkennt, indem ihm Schwere und Kraft z. B. nicht als Dinge, sondern als allgemeine Principien gelten. Was und wo ist denn der Geist, an den Ihr, die Ihr auf Erfahrung pocht, zu glauben vorgebt, wenn die Erscheinungen der Natur nicht in's Uebersinnliche hinüberzeugen? und wie vermag er seine Herrschaft über die Natur auszuüben wenn es keinen Punkt giebt, wo sich Geist und Sinnlichkeit gleichsam berühren? Griffe der Geist nicht in die Natur, die Natur nicht in den Geist hinüber, wie könnten die Thaten des Menschen, was doch nicht geläugnet wird, als Nothwendigkeit in der Natur enthalten sein? Spürt Ihr wirklich dem Leben nach, so erkennt auch das, was man den Geist in der Natur nennt, denn es gehört zum Begriffe des Lebens in jedem Augenblicke Natur und Geist zu sein. Dieser Geist lässt sich nicht durch's Experiment festhalten, nicht wie der Froschschenkel unter das Mikroskop bringen. Nur Philosophie kennt die Zauberformeln, die den unsichtbaren Proteus festzaubern, nur sie entlockt ihm eine Antwort. Wer zum Gastmahle der Natur tritt, ohne sich von ihr leiten zu lassen, ohne ihren Rath zu hören, wird auf demselben nur Schau-gerichte finden. Die Geschichte der Naturwissenschaften lehrt uns, dass sie erst von dem Augenblicke an einen Aufschwung bekamen, als man anfang das weite Reich der Erscheinungen unter philosophische Principien zu bringen. So wurde was auseinander zu liegen schien, einander genähert, auch die einzelnen naturwissenschaftlichen Disciplinen standen nicht mehr vereinzelt da, sondern wiesen wie z. B. Chemie und Geologie, Botanik und Zoologie über sich hinaus und auf ein sie umschlingendes Band der Einheit hin. Wer es weiss was Steffens durch seine »Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde,« was Schelling in dieser Beziehung geleistet haben, für den hat auch das Auftreten dieser Männer eine grössere Bedeutung als die Entdeckung eines neuen Planeten oder einer vermeintlichen Centralsonne. Eine Erweiterung der Himmelsräume bringt die Natur selbst unserm Verständnisse auch nicht um eine Linie näher.

§ 6.

Wenn nun auch viele Naturforscher der Ansicht sind, dass sie ihre Studien um so besser betreiben können, je weiter sie sich von aller Philosophie entfernt halten, was in

Bezug auf ihre persönlichen Leistungen ganz richtig sein kann, so giebt es dagegen andere, die nicht Philosophen von Fach, ihr dennoch eine gewisse Anerkennung keineswegs versagen. Zu ihnen gehört der Verfasser des Kosmos, der zwar geständig ist auf dem Gebiete der Philosophie nicht heimisch zu sein, dennoch aber die Gedankenwelt für etwas besseres als »eine Region phantastischer Truggebilde« und die Ansicht für eine irrige erklärt, »als sei der so viele Jahrhunderte hindurch gesammelte überreiche Schatz empirischer Anschauung von der Philosophie, wie von einer feindlichen Macht bedroht«¹⁾. Man kann es nur bedauern, dass der berühmte Mann sich nicht stark genug fühlte, auch die Entdeckungen in der Gedankenwelt in den Umkreis seines Kosmos zu ziehen, welche mit den Entdeckungen im Reiche der Natur gleichen Schritt halten und mit ihnen in Wechselbeziehung stehn; aber man wird auch beim ersten Blicke versucht, die Möglichkeit zu läugnen, dass ein Sterblicher jemals einen vollkommenen Beruf für die Speculation mit dem überreichen empirischen Wissen, wie ihm der Kosmos auf jedem Blatte zur Schau stellt verbinden werde. Dennoch bleibt auch der Nachwelt etwas zu thun übrig, was uns jetzt unmöglich scheint, werden spätere Jahrhunderte zur Wahrheit machen und das glänzende Resultat ihrer Bemühungen wird ein Kosmos sein, der dem Begriffe des Wortes genau entspricht, die wissenschaftliche Beschreibung des geordneten Weltstoffes, welcher die Gedankenwelt nicht ausschliesst und den die Philosophie nicht allein zu ihrer Voraussetzung hat, sondern der Anfang und Ende aller Philosophie ist.

§ 7.

Es wurde bemerkt, dass Steffens in der Konstruktion der Erde eine ganze Folge von Zeiten erblickte, dass ihm die Natur Geschichte, die Geschichte Natur war. Wenn nun auch der grosse, zu oft verkannte Denker bei Durchführung seiner Idee zuweilen in's Phantastische verfiel, wenn er sie oft zu äusserlich fasste, so war der Grundgedanke selbst dennoch ein richtiger, nur muss man in dem Zusammenleben des Menschen mit der Natur zwei grosse Perioden anerkennen, die qualitativ von einander verschieden sind. Die Natur sowohl als der Mensch können allgemein betrachtet, beide nur in ihrem Zusammenleben richtig verstanden werden, weil die Geschichte des Menschen mit dem Naturleben auf das Innigste verschwistert ist. Es ist als bekannt vorauszusetzen, dass Herders Ideen die Grundzüge zu Cuviers vergleichender Anatomie enthalten, und auch als Vorläufer zu Steffens anthropologischen und historischen Studien betrachtet werden können. Der vergleichenden Erdbeschreibung von Carl Ritter liegen nicht weniger Herders Ideen zu Grunde. Längnen lässt es sich keineswegs, dass Herder sowohl als seine Nachfolger die Natur oftmals auf Kosten des Geistes erhoben, den Menschen in zu grosser Abhängigkeit von der Erde und ihren klimatischen Einflüssen dargestellt haben. Allerdings sind die Menschen und auch in ihren höchsten Gestalten Kinder des heimatlichen Bodens, die erste Stufe der Völker ist die Stufe der Natur; aber sie ist noch nicht die ganze Geschichte, nur ein

1) Kosmos 1845. Bd. I. S. 72.

Theil derselben. Mit dem Beginn des Christenthums hat der Mensch sich der natürlichen Fesseln mehr entschlagen und tritt mit grösserer Unabhängigkeit auf. Was wir die Vernunft der Weltgeschichte nennen ist das Uebergewicht des Geistes in seiner zeitlichen Erscheinung über die Ohnmacht der Natur, wo sie störend der historischen Entwicklung der Völker entgegentritt, und nicht weniger über die Ohnmacht der Geschichte, ihre geistlosen Zufälligkeiten, ihre die Cultur ganzer Zeiten vernichtenden Stürme, ihre drohenden Revolutionen. Wäre der Mensch durchaus abhängig von der Natur, so wäre er auch gleichmässig ein Slave der störenden und bitteren Zufälligkeiten in der Weltgeschichte. Wenn es zum Wesen des erscheinenden Geistes gehört, dass seine Momente in Raum und Zeit auseinanderfallen, wodurch eben Natur und Geschichte bedingt sind, so gehört seine Herrschaft in Raum und Zeit nicht weniger zu seinem Wesen. Dadurch treten aber auch Natur und Geschichte in ein genaues Verhältniss zu einander, ein Sieg des Menschen im Räume, z. B. die Erfindung der Schiffe, wird zu einem Siege in der Zeit und umgekehrt. Die Erde trägt nicht allein die Spuren ihrer Geschichte, sondern auch jener des Menschen, zum Beweise, dass sie überall und zu allen Zeiten mitbestimmend auf unsere Handlungsweise und unsere Schicksale einwirkte.

§ 8.

Wenn die Philosophie der Geschichte, als die späte Frucht christlich - germanischer Cultur erscheint, so hat dies andere Gründe als die vermeintliche Sprödigkeit des historischen Materials, das sich nach der Behauptung des Empirikers einer philosophischen Behandlungsweise entziehen soll. Wem die grossen Begebenheiten im Laufe der Zeiten als eben so viele Zufälligkeiten gelten, die auch anders hätten sein können, ja wer sogar im Inhalte der Religionen, der Künste und Wissenschaften nur Zufälliges zu erblicken vermag, der wird auch das Verlassen des rein empirischen Weges in der Geschichte entweder für eine willkürliche Construction *a priori* oder für ein Verflüchtigen des historischen Materials in leere Allgemeinheiten erklären. Es ist hier wie in den Naturwissenschaften, der Philosoph versteht den Empiriker immer, der Empiriker den Philosophen fast nie. Der Philosoph und wir meinen den, der weder abstracter Empiriker, noch abstracter Ontologiker ist, sondern über jeden möglichen Dualismus im Denken hinaus ist, verlangt vom Bearbeiter der Empirie im Grunde nur das eine Zugeständniss, dass es vernünftig in der Welt zugegangen sei, sein Bemühen besteht lediglich darin, Vernunft in den Weltbegebenheiten nachzuweisen. Man kann billig fragen, ob es sich denn lohne die Begebenheiten der Jahrhunderte zu verzeichnen, wenn es nicht nothwendig so kommen musste, wie es gekommen ist? und das Nothwendige ist immer vernünftig. Die Thatsachen erzählen, das Nothwendige nachweisen will er. Dass dies die eigentliche Aufgabe des Historikers sei, haben grosse Denker längst geahnt, weshalb es auch philosophische Geschichtschreiber vor Vicos erstem Versuche einer Philosophie der Geschichte gab. Der Mensch, das nothwendige Product einer gesetzmässigen Naturentwicklung, mag sich immer von den Stürmen der Zeit wie von einem unerbittlichen Schicksale

fortgerissen wähen, er mag keine Vernunft in den Verheerungen wilder Völkerzüge, kein göttliches Erbarmen in den Feuergüssen der Vulcane erkennen, das sind Täuschungen seiner Schwäche, seiner Vorstellung. Die ewige Vernunft rechnet mit ganzen Völkern, nicht mit Individuen, und wenn über den Grabstätten zerstörter Städte und untergegangener Geschlechter neues, besseres Leben erblüht, so mag dies einer der vielen Beweise sein, dass die am Faden der Nothwendigkeit schaffende höchste Vernunft, wie aus den Revolutionen der Natur zur Schönheit und Gesetzmässigkeit der Formen, so aus dem Gewirre der Weltbegebenheiten und den Strudeln der Zeiten zur Bestätigung der auf die Tafeln der Religion eingegrabenen Wahrheiten sich hindurcharbeitet. Dieser endliche Sieg der Vernunft, die Ohnmacht des Zufalles, die Schwäche der Negation dem allgemeinen Leben gegenüber, ist es, was die Philosophie der Geschichte auf ihren Blättern nachweisen will. Aber die Vernunft in der Geschichte lässt sich so wenig wie der Geist in der Natur ohne Bekanntschaft mit den Principien des Denkens, mit den Kategorien der Vernunft erkennen: die gewöhnliche Einsicht kann mit dem Gedanken nicht einig werden, dass Menschenwerke als etwas Ewiges gelten dass und die ganze Weltgeschichte gilt ihr für solch ein Menschenwerk. Die Thatsache, wird die Philosophie der Geschichte selbst eine so späte Frucht der Zeiten, die Frucht mühsam errungener Bildung ist, lässt auf die Schwierigkeit schliessen, in dem Fliessenden und Wandelbaren der Weltgeschichte das Feste und Bleibende zu erkennen. Ein Sich Bemächtigen des einfachen, nackten Resultates, dass es vernünftig in der Welt zugegangen sei, fällt freilich nicht schwer, das einfache Facit einer jahrhundertlangen Rechnung kann jeder nachsprechen. Schwieriger ist es den Geist, der zu dieser Wahrheit gelangte, zu verfolgen, ihm gleichsam nachzurechnen; das thut nun der Philosoph indem er Geschichte schreibt; er spürt dem Geiste der Völker auf seinem Gange nach, er betrachtet die Abschnitte, in welche dieser Geist sich selbst zerlegt, auf denen er sich gleichsam über sich selbst besinnt und den Anlauf zu einer neuen, höheren Entwicklung nimmt, und kommt so zu der höchst wichtigen Entdeckung, dass die Weltgeschichte in zwei grosse Perioden zerfalle, die eine, wo sie mehr Natur; die andere, wo sie mehr Geist ist. Wer dieser Entdeckung misstraut, der lerne rechnen.

§ 9.

Wenn die Idee eines Zusammenfassens der Natur und Geschichte bei Steffens noch in's Nebulose verschwimmt, so hat sie sich schon zu grösserer Klarheit bei Demjenigen hindurchgearbeitet, der den ersten Impuls zu seinen naturphilosophischen Arbeiten gab, bei Schelling. Nur ein Knecht des Buchstabens, ein Slave des Schulgeistes wird die Schellingschen Weltalter neben den Hegelschen nicht als die vielleicht wichtigste Erscheinung in der Literatur der Gegenwart begrüssen. Ein solches Zusammenfassen der Natur und Geschichte, wie wir sie bei Schelling finden, ist aber neben der absoluten Methode Hegels durchaus nothwendig, man kann dies einräumen, ohne sich darum dem Verfasser einer Philosophie der Offenbarung gefangen zu geben. Die Geschichte ist in ihrer ersten grossen Periode wesentlich Natur, die Religion der Völker, als der Ausdruck des Geistes dieser Periode, ist Natur-

religion. In der zweiten Periode, die mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion beginnt, entwickelt die Geschichte den Geist als bewussten deutlicher aus sich heraus, die Macht der Natur über den menschlichen Geist tritt zurück. Dies geschieht aber nicht dadurch, dass der Mensch die Natur als eine feindliche Macht perhorrescirt, sich von ihr abwendet, sondern dass er sie sich unterwirft, indem er sie erkennt. Daher die Erscheinung, dass die Naturwissenschaften um so weiter vorrücken, je mehr den christlichen Völkern ein deutliches Bewusstsein vom wahren Geiste des Christenthums aufgeht. Wie aber jede deutlich ausgesprochene Wahrheit ihren Gegensatz haben muss, an dem sie sich gleichsam entwickelt, so ist auch mit dem Fortschritte zur Herrschaft über die Natur ein Rückfall in die alte Naturabhängigkeit gegeben, es stellt sich ein Vergöttern der Natur auf Kosten des göttlichen Geistes heraus, die bis zu einem völligen Verläugnen Gottes fortschreitet. Aus dem Zwiespalte zwischen Natur und Geist kann uns ein genaues Studium der Philosophie der Geschichte am sichersten erlösen, denn sie zeigt unlängbar, dass der Mensch erst gross wurde, da er sich aus der Vormundschaft der Natur befreite, sich von ihr losriss. Der so gepriesene Stand der Natur ist garnicht so idyllisch als man ihn ausgegeben, denn der Mensch befindet sich hier in einem feindlichen Verhältnisse zur Natur, die Angst alles Lebendigen vor der blinden Naturkraft drückt seiner Religion den Stempel auf. Er betet die Natur an, die ihn in Schrecken setzt, das Ungeheure ist sein Gott. Der Mensch ist hier gleichsam auf der Flucht vor der Natur begriffen, die er anbetet, aber er entgeht ihrer Herrschaft nicht, da er sie noch nicht durch Erkenntniss zu überwinden vermag. Die hellenische Götterwelt zeigt uns die Selavenkette mit welcher die Natur den Menschen der ersten Periode band schon gelöst, die hellenische Kunst und Philosophie hat sie zum Theil abgestreift. Erst das Christenthum löste den Bann dieser Knechtschaft. In der zweiten Periode tritt der Mensch als selbstständiges, geistiges Wesen der bewusstlosen Natur entgegen, er steht ihr auf der höchsten Stufe der Cultur als ein Fremdling gegenüber und fühlt sich von ihr, wo sie als die Realisation der Idee erscheint, wunderbar angezogen, dagegen abgestossen und von dem Grauen der ersten Periode erfüllt, wo sie ihm ihre Ohnmacht offenbart. Die Cultur, ein Werk der Intelligenz, feindet das Natürliche an, weshalb denn auch der Mensch möglicher Weise zu ihr nur gelangen kann, nachdem er den Weg der Natur verlassen hat. Die Behauptung, dass dem Menschen nur durch Umkehr zum natürlichen Zustande geholfen werden könne, war eine kolossale Verirrung. Der Mensch schreitet nur vorwärts, indem er die Natur durch wissenschaftliche Erkenntniss in ihre Schranken zurückweist. Aber die Natur möchte uns gern vom Gegentheil überzeugen und spricht zum natürlichen Bewusstsein des Menschen, besonders dort, wo sie wie in der Gebirgs- und Tropenwelt, in ihrer erhabensten Gestalt erscheint, trügerische, verlockende Worte, deren Zauber nur derjenige entgeht, dem aus einer durch wissenschaftliche Methode geregelten Naturbetrachtung der wahre Naturgenuss entspringt.

§ 10.

Vielleicht ist es aber weniger die Philosophie selbst, die den Bearbeiter der Empirie die hohe Bedeutung einer Philosophie der Geschichte anzuerkennen abhält, als vielmehr die Art und Weise, wie der Philosoph den historischen Stoff behandelt. Der Empiriker verlangt vor allen Dingen mühsame Detailforschungen. Durch solche Forschungen muss der Historiker sich heute erst seine Sporen verdienen, wie man ehemals von jedem Mathematiker einen neuen Beweis für die Wahrheit des pythagoräischen Lehrsatzes verlangte. Dabei wird die hohe Bedeutung einer Verknüpfung des historisch Gegebenen zu einem lebendigen Ganzen übersehn. Ohne Quellenstudium, ohne Kritik ist dies nicht möglich; welchen mühsamen Vorarbeiten sich z. B. Hegel unterzog, bevor er an die Ausarbeitung einer Philosophie der Geschichte ging, wird nur derjenige ablängnen, der Kritik sowohl als Quellenstudium allein nach einer Menge von Citaten abzuschätzen vermag. Hume und Leibnitz haben der historischen Wahrheit keinen Abbruch gethan, ersterer ist sogar ein anerkannter Meister in der historischen Darstellung, zur Mikrologie unserer Compiler haben sie sich jedoch nicht herabgelassen. Mikrologie ist noch nicht Kritik, ja sie kann oft sehr unkritisch sein, sie ist ein Knecht des Buchstabens. Diesen mikrologischen Geist der Alterthumskrämer verschmäht die Philosophie allerdings; aber die wissenschaftliche Kritik wird sich aus der Rüstkammer der Weltweisheit immer die besten Waffen holen. Sprachkenntniss, Quellenstudium, Kenntniss des Details sind die Grundsäulen jeder Geschichtschreibung, sie mag sich als etwas Theilweises geben oder die allgemeinere der philosophischen Weltbetrachtung sein. Letztere wird sich aber, abgesehen vom Inhalte, in der äusseren Darstellung von jener der Fachwissenschaft unterscheiden, sie wird in dieselbe ihre Vorarbeiten, den gelehrten Apparat nicht aufnehmen, uns das Gebäude ohne Baugerüst zeigen, weil es ihr um den Geist der Begebenheiten, nicht um detaillirte Schilderungen zu thun ist. Solche der Kunst mehr zusagende Form schliesst ein gewissenhaftes Prüfen der Documente, den Gebrauch des anatomischen Messers der Kritik nicht aus. Wenn nun aber der Philosoph neben dieser Kritik noch die divinatorische walten lässt, so ist diese keineswegs ein Product seiner Wissenschaft. Unsere grössten Geschichtschreiber, ein Thukydides sowohl als ein Gibbon, haben sie gekannt und ausgeübt. Auch im Buche der Geschichte muss man zwischen den Zeilen zu lesen verstehen und auf ihren ältesten Blättern ist das Wenigste mit unvergänglicher Lapidarschrift verzeichnet worden. Nur zu viel ist unleserlich, anderes von der Zeit ganz gestrichen worden. Das Fehlende kann im glücklichsten Falle nur durch Combination errathen werden. Aber die eigentliche, wahre Kritik ist nicht Muthmassung, ihr Gebiet nicht das der Hypothesen, sondern einer empirischen, auf Documenten gestützten Forschung. Mag sich daher der Alterthumsforscher beruhigen, ihm droht von der Philosophie keine Gefahr. Er setze nach wie vor seinen Grabscheit an, um uns die verschütteten Herrlichkeiten der Vorzeit aufzudecken, er entrolle vergessene und schwierige Pergamente und spüre ihrem verborgenen Sinne nach, er leiste sogar das Unglaubliche und zwingt den viertausendjährigen mit Hieroglyphen bedeckten Stein ihm Rede zu stehn, jeden Triumph seiner Wissenschaft feiert die Philoso-

phie mit. Der Lichtstrahl, der in die Gräber der Urzeit fällt und den geheimnissvollen Ursprung der Menschengeschichte aufklären hilft, ist ein Strahl des Geistes, dessen innerem Leben und Zusammenwirken mit der Natur die Weltweisheit nachspürt. Aus diesem inneren Leben hinaus begleitet sie denselben Geist in das Reich der Wirklichkeit und der Erscheinungen, sie beobachtet gewissenhaft seine Kämpfe mit der Nothwendigkeit, seine Verirrungen und Triumphe, dem Kinde der Freiheit folgt sie in das weite Gebiet des Zufalls und der äusseren Gewalten und erkennt die ewigen Gesetze, wo er das Leben der Vergänglichkeit abringt, wo er, was in Jahrhunderten auseinanderliegt, mit plötzlich auflodernder Kraft zu einer grossen Blüthe zusammenfasst; weil sie die Bedeutung der Weltgeschichte erkannt, weiss sie auch, dass wie nirgends, so auch hier nicht das Bedeutende an der Oberfläche zu finden ist. Indem sie aber diesem Bedeutenden, als der vernünftigen Basis in den grossen Stadien der Geschichte, nachspürt, construirt sie diese eben so wenig, als sie sich das ganze Universum zu beliebigen Zwecken construirt.

§ 11.

Die Philosophie der Geschichte hat einen bereits geordneten Stoff zu ihrer Voraussetzung, sie beginnt mit ganzen Völkern und Staaten. Sie tritt, kann man sagen, sogleich in das Adyton der Weltbegebenheiten und findet hier den Menschen, wenngleich mit der Natur verschwistert, dennoch von derselben an einem schon etwas loseren Gängelbände gehalten vor. Aber zu diesem Heiligthume führt ein weitläufiger Vorbau, cyklopisches Mauerwerk vom Gestrüpp der Vorzeit übernistet, die Natur sitzt noch an der Wiege des jungen Herkules und lächelt, wenn er die Schlangen erdrückt, die ihn würgen wollen. Es ist der erste Versuch des Menschen zur Menschheit zu gelangen, die Familien einen sich zu Völkern und begründeten Staaten. Die Völker, nachdem ihnen die Natur das Nöthigste hat liefern müssen, legen sich mehr oder weniger auf Künste und Wissenschaften ²⁾, und den Bürgern eines Staatsverbandes offenbart sich die Nothwendigkeit, das religiöse Rechtsgesetz zum äusseren Staatsgesetze zu erheben. So zeigt sich uns die Vorhalle der Geschichte, nicht bloss der rohe Naturmensch tritt uns hier entgegen, denn da die beglaubigte Geschichte mit Völkern und Staaten beginnt, müssen beide auch über sie hinausreichen. Aber dieser ihr Anfang ist noch in dem Schleier der Dichtung und des Mythos gehüllt. Wo die Völker im Gefühle ihrer Ungebundenheit noch kein Bewusstsein vom Nothwendigen in ihren Schicksalen haben, bleibt Alles den unzuverlässigen Tafeln des Gedächtnisses anvertraut. Erst wo dieses, wenngleich noch dunkel, geahnt wird, erwacht der Trieb, die Thaten des eigenen Stammes zu verewigen, ein Trieb, den wir in den Vorhallen der Geschichte nicht finden. Darum tönt aus jenen fernen Jahrhunderten zu uns auch nur die Sage herüber. Es kann uns jedoch, wenn wir die Vorhallen betrachten, weniger um Thatsachen als vielmehr um Verhältnisse zu

²⁾ Aristoteles Metaph. I. p. 5. „Οθεν ὅση πάντων τῶν τοιούτων κατεσκευασμένοι αἱ μὴ πρὸς ἡδονὴν μηδὲ πρὸς ἀναγκαῖα τῶν ἐπιστημῶν ἐβρέθησαν, καὶ πρῶτον ἐν τοῦτοις τοῖς τόποις οὐπερ ἐσχόλασαν.“

thun sein. Solche Verhältnisse scheinen für die Philosophie zunächst kein grosses Interesse zu haben. Wenn die Rechtsphilosophie z. B. den Begriff des Staates aufstellt, so fragt sie nicht nach der Genesis der Staaten, ob sie aus Räuberbanden entstanden sind oder nicht, ist ihr gleichgültig. Aber der Historiker, der die Vorhallen der Geschichte einer Untersuchung unterwirft, muss hier, wo der Wille des Menschen noch reiner Naturwille ist, die Art und Weise wie staatliche Verhältnisse entstanden sein können, durchaus seiner Aufmerksamkeit würdigen. Die Frage nach ihrer Entstehung hängt dann weiter mit der andern nach dem primitiven Zustande der Menschen zusammen, die ein religiöses und darum auch philosophisches Interesse hat. Die Philosophie ist die letzte Instanz, vor welcher die Sage von einem goldenen Zeitalter der Menschen und die vermeintliche Weisheit einer Urwelt sich rechtfertigen müssen. Es gehört ferner die Frage nach dem Ursprunge der Sprachen, der Künste und Wissenschaften nicht weniger in die Vorhalle der Geschichte hinein. Man braucht nicht erst an das logische Element der Sprache zu erinnern, um auch für diesen Gegenstand die Aufmerksamkeit der Philosophie zu erregen. Zieht man ferner die Geschichte der Erde und ihre Revolutionen, den Ursprung des Menschen, den Ursprung der Religion und ihrer verschiedenen Culte, endlich die Ursprünge der Cultur, ihre Verbreitung mit den grossen Völkerzügen in die Untersuchung hinein, so sieht man leicht, dass eine rein empirische Darstellung dieser Gegenstände nicht befriedigen kann. Ich will damit nicht ein tadelndes Urtheil über die Bearbeiter der Empirie aussprechen. Es wäre ein Irrthum und zugleich ein Unrecht erstens ihre ungeheuren Verdienste um die Wissenschaft und zweitens es nicht anerkennen zu wollen, dass historische Gegenstände zuerst rein empirisch behandelt werden müssen, bevor man zu einer höheren Untersuchung schreiten kann. Mögen die Empiriker aber auch so gerecht sein es einzugestehen, dass dort, wo der Kreis ihrer Arbeiten schon mehr oder weniger abgeschlossen ist, ein Zusammenfassen der gewonnenen Resultate und ihr Zurückführen auf bestimmte Principien unerlässlich ist, wenn sie sich nicht in's Maasslose zersplittern sollen.

§ 12.

Natur und Geschichte! die beiden ewigen Wächter an den Pforten der Geisterwelt, welche den Schlüssel zu ihren Geheimnissen verwahren, gleich aegyptischen Steinkolosse von Trümmern umgeben und vom Schutte der Zeiten halb verdeckt! Denn wenn uns die Geschichte überall nur Trümmer der Menschenwerke zeigt, vom Immergrün der Ewigkeit umrankt, so ist auch die Natur eine grosse von Blüthen überkleidete Trümmer, der Ueberrest einer gewaltigen organischen Metamorphose, die grosse nach der Geburt des Menschen zurückgebliebene Gebärmutter. Hand in Hand gehen Beide durch die Jahrhunderte, nur wer Beide in seiner Anschauung zusammenfasst, kann sie verstehn. Ohne Kenntniss der unwandelbaren Gesetze in der Natur begreift man die Natur des Menschen nicht, ohne diese keine Geschichte. Der Mensch und die Natur, in der Erscheinung getrennt und dennoch untrennbar. Auch dort, wo der Mensch im glänzenden Kleide der Cultur einherwandelt, ist er nie völlig aus der Vormundschaft der Natur entlassen. Es giebt, streng genommen, weder gebo-

rene noch gewordene Söhne der Freiheit. Wer könnte die Gewalt ablügen wollen, welche die Natur auch über den Gebildeten ausübt? die Sehnsucht, die Unser Aller Mutter in unserm Herzen weckt, wenn sie ihre mit Blüten umwundenen Arme nach dem treulosen Kinde ausstreckt? unsere stille Trauer, wenn ihre Blüten sterben, unser Grauen, wenn das Verderben gewappnet aus ihrem Haupte springt, wer wollte sie läugnen? Dann neben dieser äussern die weit mächtigere innere Gewalt der Natur? Dass unser Wollen und Handeln in ihren Gesetzen begründet seien und sich nach diesen regeln? Aber es ist auf der andern Seite der Mensch auch ein Kind des Geistes, dessen Herrschaft sich nicht minder gewaltig ankündigt und in dem menschlichen Geiste nachtönt. Es fasst sich aber der Mensch in Religion, Kunst und Philosophie zu einem grossen Anlaufe zusammen und feiert hier die glänzendsten Triumphe über die Natur, obgleich diese Triumphe nie bis zu einer völligen Besiegung führen. Wenn die Religion eine Mitgabe, so sind Kunst und Philosophie eine Eroberung, und zwar ist die Philosophie die grösste, welche der Mensch im Laufe der Zeiten gemacht hat, ein Triumph des Geistes über die Materie, des Unwandelbaren über die flüchtige Erscheinung. Wenn jemals die Menschheit an der Hand geläuterter Religionserkenntniss bis zu den Pforten des goldenen Zeitalters vordringt, so wird Philosophie diese Pforten erschliessen. So haben sich die besseren Zeitalter der Geschichte, namentlich jene, in welchen die Wissenschaften nach langem Winterschlaf erwachten, oder in welchen sie einen bedeutenden Schritt nach vorne thaten, durch rege Theilnahme an den Problemen der Philosophie ausgezeichnet. Als das Griechenthum in den Systemen eines Sokrates, Plato und Aristoteles die höchste Position seines Denkens vollbrachte und über den Dualismus des Heidenthums hinaus zur höchst möglichen Synthesis des Uebersinnlichen und Sinnlichen fortschritt, welche ausserhalb der Offenbarung gegeben ist, da bemächtigte sich der bessern Jugend eine ehrende Begeisterung für die Untersuchungen damaliger Weltweisen, wie sie uns Plato im Eingange seines Protagoras schildert, Untersuchungen deren Wichtigkeit so allgemein anerkannt war, dass selbst der noch halbbarbarische Philipp die Erziehung seines Sohnes nur einem Aristoteles anvertrauen wollte. Als ferner mit jenen durch die Reformation herbeigeführten freieren wissenschaftlichen Untersuchungen auch die längst verschwundene Anerkennung des Göttlichen in der Natur zurückkehrte und für die Philosophie ganz neue Wege angebahnt wurden, da flammte im deutschen Volke eine Ahnung von seinem hohen Berufe für die Philosophie auf, die nachhaltig wirkte. Und jene Begeisterung endlich, welche die neuerwachte Naturphilosophie von Jena aus, man kann sagen über die Hälfte Europa's verbreitete! Eine Lehre sowohl als eine Wissenschaft können wir recht wohl nach der Kraft abschätzen, mit welcher sie sich zu verbreiten und zu erhalten vermag. Die Lüge wirkt sporadisch und siegt auch so, zu einem grossen, allgemein anerkannten Triumphe hat sie sich noch nie zusammengefasst und kann es auch nicht. Nur das Ewig-Wahre vollbringt sich im Laufe der Zeiten zu immer grösserer Klarheit, und wie oft auch zurückgedrängt, es kehrt jedes Mal mit verstärkter Gewalt wieder. Wenn wir also in der Geschichte auf Perioden kommen, wo die Nützlichkeitskrämer in ihre Tuba stossen und jede bessere Stimme überschreien, oder wo das Philisterthum der

seichten Verständigkeit die edelsten Kräfte der Philosophie missbraucht, um einen schlecht verhüllten Atheismus zu predigen, so lässt man sie als nothwendige Entwicklungsphasen der Menschheit gelten, durch welche weder diese noch unsere Wissenschaft etwas einbüßen können. Mag die Masse und ihre Chorführer immerhin Wissenschaft und Leben trennen, beide sind aber factisch dort getrennt, wo man aus der Wissenschaft nur das aufrafft, was für das wirkliche Leben nützlich erachtet wird, sie beraubt sich dadurch selbst des edelsten Genusses und kein Besserer wird sie um diesen Götzendienst der Erscheinung und seine unvermeidlichen Folgen beneiden. Nicht durch die Kräfte der Mechanik und ihre Erfindungen, durch Eisenbahnen nicht und Dampfer, wie nothwendig und nützlich selbst für die Verbreitung der Intelligenz sie auch sein mögen, werdet Ihr die glückseligen Inseln, das wahrhafte Eldorado erreichen. Schon längst entdeckt liegen sie vor Euch in der glänzenden Fluth des Gedankenmeeres, aber nur der Nachen der höheren Selbsterkenntniss führt zu ihnen. Die Philosophie ist der ewig jugendliche, gottentsprossene Lenker dieses Nachens, und noch keiner ging verloren, der sich ihm ganz vertraute, noch keiner. Aber leicht schwindet der Glaube an dieses sichere Glück bei Schwächeren in Zeiten, wo das Studium der Philosophie nicht wie auf sicheren Säulen, auf dem Enthusiasmus der öffentlichen Meinung ruht. In Zeiten allgemeiner Aufregung wird der Schwache leicht von der herrschenden Macht fortgerissen: grösserer Muth gehört dazu, sich für eine Lehre zu bekennen, welche, von der öffentlichen Begeisterung verlassen, fast zum Bekenntnisse einer Secte wird. Solche Perioden, und es scheint, als ob die deutsche Philosophie jetzt dies Schicksal habe, gelten den Unwissenden für Vorboten nahenden Unterganges. Was wirklich eine Secte ist, wird verkümmern, aber die Philosophie in der Gewissheit ihres grossen Berufes, ihres höheren Ursprunges braucht Epochen nicht zu fürchten, durch welche im Grunde nur die Thyrsusträger von den Begeisterten ausgeschieden werden.

§ 15.

Wenn nun die Philosophie sich nicht gleich der Kunst und Religion einer allgemeinen Geltung zu erfreuen hat, so fällt allerdings ein Theil der Schuld auf Solche zurück, welche in ihren Diensten arbeiten und die Ansicht verbreiten, als sei die Philosophie nur eine That unserer Vernunft. Die Consequenzen solcher Behauptung sind klar und auch in unsern Tagen in der Wissenschaft sowohl als im Leben an's Licht getreten: sie zu bekämpfen ist jetzt eine Hauptaufgabe unserer Wissenschaft. Die Philosophie kommt aber aus der Vernunft allein nicht, denn da im Denken nichts Anderes gesetzt sein kann, als was auch der Inhalt des Seins ist, so hat auch die Philosophie das Seiende zu ihrer Voraussetzung. Darin stimmt der Empirismus mit der Philosophie des Absoluten, sowohl jener der absoluten Anschauung, als auch jener des absoluten Begriffs überein. Also ohne Natur und Geschichte, ohne die Offenbarungen der Gottheit im Raume und in der Zeit, welche unsere Vernunft als fertige Thatsachen vorfindet und auch als solche anzunehmen hat, wäre Philosophie nicht möglich, und jedes System, das von diesem Gegebenen abstrahirt, führt, wenn es anders conse-

quent ist, über die Brücke des alten aut — aut zum Atheismus, hat also dasselbe Schicksal wie der consequente Empirismus, der mit dem vorgefundenen Stoffe nichts anzufangen weiss. Wenn aber die Philosophie es nur vorhaben kann, Natur und Geschichte als die Arbeiten einer höheren Vernunft denn die menschliche ist zu begreifen, so kommt sie auch zu beiden nicht, wie dies bei der abstracten Ontologie und beim Criticismus der Fall ist, in eine secundäre Stellung. Sie ist so gefasst mehr als ein von Aussen herbeigezogenes anatomisches Messer, gut genug zu einem Präparate, auch mehr als ein schon fertiger Leisten über den sich die elastische Natur des Factums zwingen lässt, sie ist auch keine Formel, um den flüchtigen Geist festzuhalten. Wohl aber, was ihre höhere Abkunft sogleich verräth, ist sie die immanente Bewegung der Natur und Geschichte, wie sich solche nach ewigen Gesetzen für das Denken herausstellt, und das System kann es nur vorhaben, diesen Gang aufzuzeigen. Die Geschichte der Philosophie zeigt, dass jeder andere Weg zum Nihilismus oder zu einem unbegriffenen Positiven führt, und wie nöthig es sei, der Willkühr des Verstandes Schranken zu setzen. Das achtzehnte Jahrhundert begann damit, den Sohn zu läugnen und Christum für veraltet zu erklären, in dem unsrigen wurde auch dem Vater der Krieg erklärt, die Theologie wurde zur Anthropologie, und jetzt ist man im besten Zuge auch den Geist abzuschaffen und Lichtenbergs bekannte Prophezeiung zur Wahrheit zu machen. Die Zeiten sind gewesen und kommen wieder, wo über umgestürzten Altären der Materialismus und Nihilismus ihre Triumphlieder anstimmen; aber unentweihet vom Qualm der Zerstörung wird der Gott immer siegreich über den Trümmern schweben, in welche der unermüdliche Verstand seine Werke zerschlägt. Nicht die Religion allein, auch die empirischen Wissenschaften werden es endlich begreifen, welche sichere Stütze ihnen an der Philosophie gegeben ist. Nach einer schönen Sage entschlummerten in der Christenverfolgung unter Decius sieben Jünglinge zu Ephesus. Als sie unter Theodosius II. erwachten, sahen sie das verfolgte Zeichen des Kreuzes herrschen über die Stadt und die Welt. So würde, wenn ein jetzt Lebender entschlafen und nach zweihundert Jahren erwachen könnte, er die geschmähte Philosophie nicht mehr als Eigenthum der Schulen, sondern als ein Besitzthum der Völker erblicken: er würde eine Zeit vor sich sehn, in der niemand ohne Kenntniss von den Principien und Gesetzen der Philosophie an die Bearbeitung der empirischen Wissenschaften zu gehn wagt, und die Philosophie selbst im unbestrittenen Besitze eines Ruhmes, den der Dichter Menander in einem Epigramme dem Epikur beilegte: dass sie nämlich die Menschen von der Unvernunft errettet habe, wie Themistokles sein Vaterland von der Knechtschaft.

Erste Abtheilung.

Quellen der Geschichte und ihre Hülfswissenschaften.

Erstes Buch.

Die Modificationen der historischen Kunst.

§ 1.

Es sollen im Folgenden die Quellen der Geschichte in mehrfacher Beziehung untersucht werden, nach ihrem kritischen Werthe, ihrer ästhetischen Würde und endlich nach ihrer philosophischen Bedeutung. Wir finden in den möglichen Stellungen des Denkens zum Sein den Eintheilungsgrund. Fragen wir nämlich nach den Modificationen der historischen Kunst, so müssen wir auf die des Denkens zurückgehn, denn wie ein Geschichtschreiber die Aussenwelt auffasst oder wie sein Denken sich zum Sein verhält, so wird sich auch das Seiende, die Welt in seinem Werke abspiegeln. Je tiefer der Blick ist mit dem er den Kosmos durchdringt, mit um so schärferen Umrissen wird er die Gestalten der Geschichte zeichnen, desto sicherer den Faden der Vernunft im Laufe der Weltbegebenheiten verfolgen können. Die Modificationen der historischen Kunst bestimmen sich also nach den möglichen Modificationen des Denkens und lassen sich wie diese in drei Hauptgruppen bringen.

§ 2.

Das menschliche Denken bestimmt sich 1) nach der Realität des Seins, es erkennt noch nicht seinen Unterschied von demselben, ist aus seiner Ursprünglichkeit noch nicht herausgetreten und betrachtet den Kosmos mit unbefangenen Auge. Diese Stellung lässt jedoch wie auch die beiden andern Variationen zu, welche um so grösser werden je mehr sie sich der nächstfolgenden nähert. Ihr entspricht die ursprüngliche Geschichte. Der ursprüngliche Geschichtschreiber hat eine unbefangene Stellung zu dem Stoffe den er bearbeitet, er lebt im Geiste der Zeiten die er schildert, er ist noch nicht über ihn hinaus und wird

von ihm gleichsam getragen. Die eigene Zeit ist es, die er uns schildert und was er erlebte, wo er aber in die Vergangenheit zurückgeht, da giebt er fremde Berichte getreu wieder, wenn auch nicht ohne sie zu prüfen. Er hat noch kein Bewusstsein von dem Unterschiede seines individuellen Geistes und des seiner Zeit, deren Kind er ist. So lebt er auch im Glauben an die Wahrheit der ihn umgebenden Welt, ohne Furcht, dass ihn die Erscheinung äffe. Die Aussenwelt bestimmt sein Denken, — der Boden der ihn trägt und seine Zeit sind seine Welt.

§ 3.

Das Denken kann 2) die Stellung zum Sein einnehmen, dass es sich nicht von demselben bestimmen lässt, es will nicht mehr ein durch die Medien eines objectiven Elements vermitteltes sein und kehrt als Thätigkeit eines denkenden Subjects aus seiner Entäusserung und Entfremdung zu sich selbst zurück. Es sucht sich selbst von andern Thätigkeiten des Geistes zu unterscheiden, ist subjectives Denken. Dadurch aber trennt sich das Denken vom Sein, steht ihm als ein Anderes, ein Fremdes gegenüber. Auf diesem Standpunkte reflectirt der Mensch und solches Denken auf die Empirie der Geschichte angewandt, hat folgerecht zum Resultate die reflectirte Geschichte. Wenn in der ursprünglichen Geschichte der Geist bestimmter Zeiten sich abspiegelt, so geht dagegen der Reflexionshistoriker über den Geist seiner Zeit hinaus. Er steht ausserhalb der Verhältnisse, die er uns schildert, und je nachdem er gebildeten Geistes ist oder nicht, wird er den todtten Leichnam des historischen Stoffes entweder gleich dem Indianer scalpiren oder ihn geschickt zu anatomiren wissen, und dann seine Präparate unter dem Namen »Geschichte« im Tempel der Wissenschaft niederlegen. Bei dieser Art Geschichte zu schreiben sind die mannigfaltigsten Variationen möglich, die theils durch den Charakter der Nation, der ein Autor angehört, theils durch seine individuelle Gescheidtheit bedingt werden. Die höchste mögliche Leistung auf diesem Standpunkte ist die pragmatische Geschichte, in der die verschiedenen Zeiten mehr oder weniger buntscheckig durcheinander laufen. So gleicht sie der vielfarbigen Abendröthe mit ihren krausen Zeichnungen und oft seltsamen Arabesken, während uns aus der ursprünglichen Geschichte in ihren höchsten Gestalten die einfache, schöne Morgenröthe einer beginnenden Zeit entgegenstrahlt. Die kritische Geschichte, welche die verschiedenen Zeiten und Perioden besonnen auseinanderhält, der es auch nicht um Nutzanwendungen zu thun ist, wäre in dieser Beziehung höher als die pragmatische zu stellen, wenn sie überhaupt das Recht hätte sich Geschichte zu nennen.

§ 4.

Das Denken weiss sich 3) in seinem nothwendigen Verhältnisse zum Sein mit ihm identisch und ist sich zugleich seines Unterschiedes von demselben bewusst, es ist absolutes Denken. Auf diesem Standpunkte forscht der Geist nach der Realität des Seins ohne sich von ihm bestimmen zu lassen und dies Denken auf die Geschichte angewandt, hat zum Resultate die philosophische oder absolute Geschichte. Aber es lässt dieser Standpunkt

nicht weniger Verschiedenheiten zu als die vorhergehenden, weshalb die philosophische Geschichtschreibung sehr ungleich ausfallen kann. Um nur eins anzuführen: wird die Einheit des Denkens und Seins nur als ein Sollen gefasst, so dass man im Erkennen nicht die Sache selbst, sondern nur ihre Erscheinung zu haben meint, so kann auch das reale Sein nur als eine Unwahrheit, als etwas zu Vernichtendes begriffen werden und man muss folgerrecht der Weltgeschichte die vernünftige Basis absprechen, sich für einen Pessimismus erklären. Dahin gelangten denn auch Kant und ganz besonders Fichte. Ersterer hat am Schlusse seiner Anthropologie eine sehr geringe Ansicht von den Menschen ausgesprochen und Fichte stellte seine Zeit sogar als die des absoluten Egoismus dar. Auf diesem Standpunkte wird die Geschichte durch die Philosophie geradezu verdorben und noch zu etwas weit Schlimmerem gemacht, als sie es unter dem Scalpirmesser der Reflexion wurde. Vernunft lässt sich in der Weltgeschichte nur dann nachweisen, wenn man die Einheit des Denkens und Seins nicht bloss hypothetisch behauptet wie der Idealismus, sondern kategorisch die Kategorien der Vernunft für die nicht allein eine reale Natur sondern auch das Leben und die Schicksale der Völker bewegenden Kräfte erklärt. »Du kannst nicht gross genug von den Menschen denken!« das ist's, was die Philosophie dem Geschichtschreiber zuruft, ein Satz, den die Reflexion so lächerlich findet, weil ihr dabei alle die schwachen und jämmerlichen Menschen einfallen, mit deren Thaten uns die Geschichte bekannt macht. Es ist aber das Grosse, wornach wir in der Geschichte zu suchen haben, und der dunkle Nachthimmel der Laster und Verbrechen hebt nur die Sterne religiöser und sittlicher Grossthaten, widerlegt sie nicht. Die Wunder der Erde, die Pracht des gestirnten Himmels, die Unermesslichkeit des Weltalles in der Weise des Psalmisten und des Buches Hiob zu preisen, gilt wohl für ein Zeichen von tiefer Empfindung wo nicht von Religiosität. Aber die vernünftige Kreatur, das Ziel und einzige Wunder der Schöpfung, den Menschen in seiner sittlichen Grösse, in der Erhabenheit seiner Entwürfe, in dem Glanze seiner Thaten, in der Pracht seiner Entdeckungen, in dem ganzen Adlerfluge seines Genius zu schildern und zu rühmen, scheint gewissen Menschen das thörichte Bemühen des Eigendünkels und Hochmuthes zu sein. Man begreift nur nicht, was an der Schöpfung zu preisen wäre, wenn der Mensch wirklich so unvernünftig und thierisch ist, wie die Stimme behauptet, die aus Conventikeln schallt. Wenn die Philosophie nicht mehr gethan hätte als das Vorurtheil zu zerstreuen, dass die Weltgeschichte eine grosse Schlächtereie ohne ein versöhnendes Resultat sei; wenn sie nicht mehr gethan, als den Glauben zu brechen, dass es mit der Menschheit nie besser werden würde, so verdiente sie schon den Kranz. Der Zweifel an der Unzerstörbarkeit der sittlichen Würde im Menschen, an der Vernunft in seinen Thaten und Schicksalen, der Zweifel an dem endlichen Siege der Wahrheit und Humanität ist aber das Ruhekitzen aller Verbrechen und Thorheiten, die im Leben sowohl als in der Wissenschaft ihr Wesen getrieben haben. — Durch die Tiefe ihrer Ansichten und die Erhabenheit ihres Charakters wird die philosophische Geschichte somit zur Lehrerin der Menschen, während die allgemeinen Grundsätze, die der Pragmatismus zur Richtschnur für die Völker aufstellt, im Gewühle stürmischer Ereignisse leer und todt verhallen.

§ 5.

Die Modificationen der historischen Kunst, wie sie bekanntlich Hegel in seiner Philosophie der Geschichte aufstellt, welche auch bereits von gewichtigen Stimmen unter den Bearbeitern der Empirie angenommen sind³⁾, habe ich als begründet in den möglichen Stellungen des Denkens zum Sein nachzuweisen gesucht. Ich will im Folgenden nach dieser Eintheilung die Geschichtschreiber alter und neuer Zeit gruppiren, aber so dass die Historiker der einzelnen geschichtlichen Völker nach den drei Zeiträumen der Geschichte (alte, mittlere und neue) abgesondert für sich betrachtet werden, um die Leistungen der Nationen und der Zeiten besser überschauen zu können. Es wird somit bei jedem Volke nachzuweisen sein, bis zu welcher Art von Geschichte es gelangte, zugleich auch der kritische und ästhetische Werth seiner Historiker so weit dies möglich ist bestimmt werden. In dieser Weise betrachtet, erscheinen die Geschichtschreiber als im Geiste ihrer Zeit und Nation begründet, sie hören auf zufällige Erscheinungen zu sein, die der Sturm der Jahrhunderte etwa wie Blasen auf die Oberfläche des Stromes der Zeiten trieb. Denn wie der Mensch selbst, so stehn auch die Herolde seiner Thaten auf dem Boden der Nothwendigkeit, und bei aller Freiheit in der Bewegung unterliegen sie der Herrschaft ewiger Gesetze, und können über den durch Zeit und Volkscharakter begrenzten Boden nicht hinaus. Der Zufall konnte wohl Menschenwerke zerstören, aber zu ihrer Schöpfung gehörte auch das Gesetz der Nothwendigkeit.

§ 6.

Bevor ich jedoch zu den Quellen der Geschichte übergehe, muss die Grundbedingung der schriftlichen Aufzeichnung, die Buchstabenschrift selbst untersucht werden. Die Fragen nach ihrem Ursprunge und Alter, nach ihrer Verbreitung und ihrem Charakter, endlich nach der Zeit in welcher das Alphabet zuerst zur wirklichen Schrift, d. h. zur Aufzeichnung historischer Ereignisse benutzt wurde, dürfen in einem Werke wie das vorliegende nicht übergangen werden. Die Wahrheit des Alterthums beruht auf der Benutzung der Alphabete, Perioden in denen nachweislich nichts aufgezeichnet wurde, liegen jenseits der beglaubigten Geschichte. Aber jeder Buchstabe, der aus der Vorzeit blieb, ist ein die Nacht grauer Jahrhunderte erhellender Lichtstrahl und jeder todte Stein, in welchen die Hand denkender Menschen uns verständliche Zeichen grub, ist wie die Memnonssäule eine menschliche Stimme aus dem Kindheitsalter der Menschheit.

3) Z. B. Lassen: Indische Alterthumskunde. Band II. S. 2.

Erstes Kapitel.

Die Buchstabenschrift nach ihrem Ursprunge, ihrem Alter und ihrer frühesten Verbreitung.

L i t e r a t u r.

- Büttner: Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker.
- Burkhardts Reisen: Deutsche Ausgabe von Gesenius. Band II. und die Beilagen.
- Jomard: In der Description de l'Egypte, 1811 ff. Abtheilung: Antiq.
- Description de l'Egypte publié par C. L. F. Panckoucke. Tom. I. Paris 1820. Pl. 113—132.
- Goguet: Untersuchungen von dem Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften, übersetzt von Hamberger. Band I.
- Wachter: „Naturae et scripturae concordia.“ Hafn. 1752.
- Clemens Alexandrinus: Stromata. Ed. 1657. Rotterd.
- Horapollo: Hieroglyph. Ed. 1727.
- Jamblichus: De Mysteriis Aegypt. Ed. Gale.
- Zoëga: De Obeliscorum usu et origine.
- Tychsen: De cuneatis inscriptionibus Persepolitanis lucubratio. Rostoch. 1798. 4.
- Hug: Erfindung der Buchstabenschrift. Ulm 1802.
- A. Humboldt: Vues des Cordillères et Monumens. Tom. 1. p. 173—242. Ed. 8.
- De Guignes: Essai sur le moyen de parvenir à la lecture et à l'intelligence des Hieroglyphes Egypt. (Memoires de l'Acad. des Inscriptions, T. XXXV. p. 1—55.)
- Hezel: Paläographische Fragmente. 1816.
- Symbolik und Mythologie der alten Völker, von Kreuzer. Band I.
- Lepsius: Paläographie als Mittel der Sprachforschung.
- Lettre à Rossellini. Rom. 1837.
- Letronne: Recherches sur l'histoire de l'Egypte.
- Nork: Vorschule der Hieroglyphik oder Bilderschrift der Alten. Leipzig.
- Champollions des Jüngeren Briefe aus Aegypten und Nubien, übersetzt von Gutschmidt. 1835.
- Lettre à Mr. Dacier.
- Rossellini: I Monumenti dell' Egitto e della Nubia. 1835 ff.
- W. Humboldt: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues. Berlin 1836. 4.
- W. Grimm: Ueber die deutschen Runen. Göttingen 1821.
- Legis: Fundgruben des Nordens.
- Lassen: Die altpersischen Inschriften zu Persepolis. Bonn 1836.
- Wellstedt's Reisen in Arabien. Deutsch mit einem Excurs über himjaritische Inschriften von Dr. Rödiger. 2 Theile. 1842.
- Menzel: Wegweiser durch das Gebiet der bildenden Künste. Leipzig 1852. 2 Bde.

§ 1.

Von den prächtigen Säulenresten der persischen Todtenstadt, von den Monumenten zu Khorsobad und Nimrud bis zu den Tempel- und Palastruinen, welche die Ufer des Nil säumen: von den Mauern Samarkands, den pyramidenreichen Gestaden des Ganges bis hinab zu den Trümmern der phantastischen Felsenstadt von Mavalipuram sind die Länder erfüllt mit den Ueberresten kolossaler Bauwerke, zu denen uns die Geschichtswerke der Vorzeit theils spärliche Commentare geliefert haben, oder die wie unaufgelöste Räthsel noch jetzt den Geist des Forschers äffen. Und doch sind sie nicht immer stumm diese Denkmäler des menschlichen Nachdenkens und Fleisses; dann aber reden sie eine Sprache, die uns oft ganz unverständlich tönt und die Räthsel mehrt, statt sie zu lösen. Von ihren Erbauern wurden sie gewöhnlich mit Bildern, Hieroglyphen und Schriftzeichen geschmückt, deren Sinn und Bedeutung der wissenschaftliche Scharfsinn zu entziffern gesucht hat und die in mehrfacher Hinsicht unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehn. Es ist der Geist jugendlicher Weltzeiten, der auf diesen Monumenten die Erlebnisse und Schicksale der Völker zu verewigen gesucht; sie bilden einen Theil der Annalen der Vorwelt, aber sie geben uns auch Auskunft über die früheste Gestalt der Schriftzüge, über ihre Genesis und die Art, wie sie sich aus dem Bilde entwickelt, so dass wir mit Hülfe der Alten und der Combination wohl im Stande sind die Entstehung und Verbreitung der alten Alphabete anzugeben. Ich will es versuchen hier eine Geschichte der Buchstabenschrift in leichten Umrissen zu liefern.

§ 2.

Man spricht gemeinhin von einer Erfindung der Buchstaben, wie von der Erfindung des Glases, der Buchdruckerkunst und ähnlichen Erfindungen; man ist der Ansicht, dass irgend ein Weiser der Vorzeit die ersten Grundzüge eines Alphabetes erfunden, welches alsdann später vervollständigt wurde. Versteht man unter einer Erfindung das Werk des Zufalles oder der Reflexion, so ist von der Schrift zu sagen, dass sie so wenig als die Sprache erfunden sei, so wenig als Künste und Wissenschaften, ja als die Religion selbst. Was aus der Tiefe des Geistes wie aus einem lebendigen Quellbrunnen strömt, ist nicht das Eigenthum Weniger, sondern Aller, das Eigenthum der Menschheit, was ein nothwendiges Erzeugniss eines Lebensprocesses des Bewusstseins war, wurde niemals erfunden, sondern ist dem Menschen zugleich mit der Vernunft selbst gegeben. Die Schrift, wie es die Entstehung der ältesten Alphabete auf's bestimmteste lehrt, ist nicht das Werk der Reflexion, sondern das Resultat eines nothwendigen Processes im menschlichen Geiste. Dass bei einem Volke das Glas, bei einem andern das Pulver erfunden wurde, war Zufall; auf das Alphabet musste der Mensch kommen, so gut wie auf Künste und Wissenschaften, die nicht weniger Werke der Nothwendigkeit als der Freiheit sind. Die Geschichte der Religion und Philosophie zeigt es deutlich und der Entwicklungsgang, den der einzelne Mensch nimmt, nicht weniger, dass das konkrete Denken dem reinen vorangegangen ist. Es liegt in unsrem Geiste der Trieb, sich selbst zu erfassen, sich gleichsam seine eigne Natur anschaulich zu machen. Er griff anfangs nach konkreten Bestimmungen, wie er es noch jetzt thut, wo er auf einer

niedrigen Stufe der Ausbildung steht, und suchte seine eigene Natur in einer mystischen Symbolik zu erkennen, nicht weniger sein Verhältniss zu der Natur und den Göttern, welche zu ihm durch Symbole sprachen. Derselbe anfangs noch dunkle, dann hellere Trieb, die Kategorien seines Denkens nämlich sich zur Anschauung zu bringen, führte den Menschen später auf die mathematische Logik, welche entweder durch geometrische Figuren, oder durch arithmetische Zahlzeichen jene Kategorien zu versinnbildlichen sucht. Die symbolische Anschauungsweise ist eine mit dem Kindheitsalter der Menschheit nothwendig gegebene; wo der Sterbliche noch in den Fesseln der Natur einhergeht, da will er die Idee verkörpert sehn und das Symbol ist die verkörperte Idee. Also, Symbolik ist nicht Priestererfindung, sondern das Resultat eines nothwendigen Processes im menschlichen Bewusstsein. Der Priester, der dem Volke durch Symbole den Willen seiner Götter und ihre Gesetze offenbarte, sie ihm versinnbildlichte, war selbst in der sinnlichen Anschauungsweise befangen, das äussere Zeichen war seinem Bewusstsein so nothwendig, als dem Volke, das er belehrte. Wir können den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes als den weiten Weg von der konkreten Anschauung zum abstracten Denken bezeichnen, Symbol, Bild, Figur, Zeichen waren die Medien, durch welche er sich selbst und sein Verhältniss zum Sein zu erfassen suchte. Wollte man dagegen einwenden, dass das Symbol gegen das Bild gehalten das abstractere sei, ja dass wahrscheinlich das Symbol als Formel der Glaubenslehre, als Erkennungswort älter sei denn als sichtbares Zeichen, so ist darauf hinzuweisen, dass es zum Wesen des Anfangs gehöre, denselben Inhalt zu haben wie das Ende, dass das abstracte Element am Anfange nicht fehlen könne. Wenn übrigens auch Symbol und das kyriologische Bild wesentlich von einander verschieden sind, so dürfen sie doch nicht von einander getrennt werden, was für unsern Gegenstand wichtig ist. Die vollkommene Hieroglyphe ist Symbol, Bild und Zeichen, und aus der Hieroglyphe hat sich erst der Buchstabe entwickelt. Der Schrift kommt daher dieselbe Ursprünglichkeit zu wie dem Symbole, beide sind, und das sollte hier erwiesen werden, das Resultat desselben Denkprocesses, wenn sie auch der Zeit nach weit auseinanderliegen.

§ 3.

Das Symbol ist also Wurzel des Bildes, das Bild wird zur Hieroglyphe und die Hieroglyphe ist wiederum Wurzel der ältesten Alphabete. Die Schrift, sie mag nun Wort, Sylben oder Buchstabenschrift sein, setzt die Ausübung einer Kunst, die der Malerei voraus. Der Trieb nachzunahmen und nachzubilden ist ein allgemein menschlicher Trieb. Bei den rohesten Völkern fanden Reisende die Gewohnheit Felsenwände und Steine mit Figuren zu bemalen. So sahen Europäer im Innern Afrikas Kinder, Thiere mit Kohlen nachzeichnen. Die mongolischen Völkerschaften lieben es vorzugsweise Figuren auf Steinen einzugraben und selbst der rohe Tunguse sucht sich durch Bilder historische Ereignisse in's Gedächtniss zurückzurufen ¹⁾. Reisende sind durch solche Bilder oft irregeführt worden, und haben tiefen

1) A. Humboldt. *Vues des Cordillères*, I. p. 202. Aehnliches erzählt Barrow in seinen „Reisen in China“ von den Hottentotten. Man sehe seine Reisen Thl. 2. S. 13.

Sinn in kindischen Spielereien gesucht. Die Bilder, welche Humboldt auf Felsen an den Ufern des Orinocco, die Karsten Niebuhr im peträischen Arabien fand, verdanken jener, wir können sagen allgemein menschlichen Lust ihren Ursprung. Aber neben solchen nichtssagenden Bildern finden sich auch Figuren, denen eine historische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, neben Ziegen und Kameelen, mit Kohlen ziemlich ungeschickt nachgezeichnet, sehn wir auf den Felsenwänden der sinaitischen Gebirge aegyptische Hieroglyphen und räthselhafte Inschriften, also an demselben Orte Anfang und Ende der Bilderschrift.

§ 4.

Wie weit wir uns auch in die Vergangenheit zurückversetzen, es ist nicht möglich sich den Menschen zu irgend einer Zeit ohne Religion zu denken. Sie, nicht die Noth, knüpfte Familien an Familien und ward so Begründerinn der ersten Staaten; indem sie den Menschen, der Belehrung verlangte, zum Menschen führte, der belehren konnte, offenbarte sie zuerst das moralische Uebergewicht des Menschen über den Menschen, stiftete so die erste Macht und die erste Regierung. Die wichtigsten Mittheilungen, die der mündige Mensch dem unmündigen machen konnte, waren über religiöse Gegenstände. Der religiöse Lehrer wurde Priester, der Priester Regent. Die ältesten festbegründeten Staaten der vorhistorischen Zeit müssen von Priestern beherrscht worden sein, denn religiöse Gründe lassen vermuthen, dass die Theokratie die älteste Regierungsform gewesen. Wo aber der Mensch keine Belehrung verlangend unstät umherschweifte, wurde er Gewalthabern zur Beute. Der Priester konnte nur so lange Herrscher bleiben, als das Princip der Weltlichkeit sich nicht neben dem religiösen geltend machte. Sobald neben dem Priesterthume das Königthum aufkam²⁾, als der Priester sich ganz der religiösen Belehrung widmen konnte, musste sein Vortrag an Tiefe und Gehalt gewinnen, die symbolische Lehrart bildete sich mehr und mehr aus, die Malerei trat in die Dienste der Religion und bald schmückte das symbolische Bild die religiösen Bauwerke, die Wurzel der Figurenschrift. Indem aber Symbol und Bild Mittel religiöser Vorträge wurden, lernte der Mensch beide als etwas Religiöses und zum Kultus Gehöriges verehren, die ihm vom Priester vorgetragene symbolische Lehre, das von demselben vorgezeigte Bild, waren Stimme und Bild der Gottheit selbst, er hörte und sah die Formen des Göttlichen. So auch der Priester, was wie ein Blitz in das Bewusstsein seiner Zeit gefallen war, galt ihm als ein Geschenk der Gottheit selbst. In den Ueberlieferungen aller historischen Völker sind es immer Götter, welche den Menschen die wichtigsten Erfindungen mittheilten, denn sie kamen ihnen aus den Händen der Priester zu, die in glücklicher Musse die Mittel verbessern konnten, welche dem Menschen erst das Leben zum Leben machen, denen es vergönnt war zuerst Künste und Wissenschaften anzubauen. Sie wurden darauf geführt, nachdem ihnen schon die Religion die Idee durch das Bild vermittelt hatte, das Bild auch zum Dolmetscher und Bewahrer des Geschehenen zu machen. Daher sagt die Ueberlieferung, Taaut oder

2) Der Dairi in Japan besass anfangs auch die weltliche Macht, die ihm später entrissen wurde. In ähnlicher Weise ist das Königthum wohl auch in andern Ländern entstanden.

Thot, d. i. der Gott Hermes, sei Erfinder des Alphabetes. Dieses ging also, das ist deutlich, aus den Tempeln hervor, und sein Ursprung kann nur in die historische Zeit fallen, wo es Staaten mit einem ausgebildeten Priesterthum gab.

§ 5.

Es ist die allgemein angenommene und unzweifelhaft richtige Ansicht, dass alle Schrift aus der Bilderschrift, den Hieroglyphen ³⁾ hervorging, dass durch das Zerfallen dieser in eigenthümlich gestaltete, aber grundverwandte Arten einer Schrift die verschiedenen Alphabete in einer langsamen Entwicklung entstanden. Wahre Hieroglyphen haben sich nur auf den Denkmälern Aegyptens und der aztekischen Völker Mejicos, so wie in den auf uns gekommenen Manuscripten der Aegypter und Mejikaner gefunden, Asiens Bauüberreste zeigen allein die Figurenschrift, und auch die Chinesen haben keine andere ⁴⁾. Aufklärung über die Entwicklung der Buchstabenschrift aus der Hieroglyphe haben wir nur von Aegypten zu erwarten, denn die amerikanische Hieroglyphe ist unvollkommen. Nicht leicht ist ein Gegenstand aus dem Alterthume vielfältigeren Untersuchungen unterworfen worden als die Hieroglyphe, aber die Bemühungen der Gelehrten sind dafür auch mit dem glänzendsten Erfolge belohnt worden. Dass die Hieroglyphen ihren Hauptbestandtheilen nach entziffert worden sind, kann für ausgemacht gelten. — Herodot berichtet uns ganz im Allgemeinen, dass die Aegypter von der Rechten zur Linken schrieben und eine doppelte Art Buchstaben hatten, die eine die heilige, die andere für das Volk ⁵⁾. Anders spricht Clemens von Alexandrien. Die dem Volke bekannte Schrift nennt er die epistolische, und kennt dreierlei heilige, im Gebrauche der Priester; aber nur die letzte von diesen, die aenigmatische, nennt er als die vollkommenste Hieroglyphik. Die Auseinandersetzung des Kirchenvaters ist hier nicht ganz klar. Aus neueren Untersuchungen über denselben Gegenstand ergiebt sich folgendes. Will man unter Hieroglyphen Gemälde verstehn, durch welche man sich Gedanken mittheilte bevor die Schrift erfunden war, so hat eine jede noch so rohe Nation Hieroglyphen aufzuweisen. Aber weder das kyriologische noch das symbolische Bild allein kann Anspruch auf diesen Namen machen. Hieroglyphenschrift wird erst diejenige sein, durch welche eine Rede in ihrer Folge bestimmt dargestellt wird ⁶⁾, zu ihr gehören Symbol, Bild und Bilderschrift. Alle drei finden sich

3) „Ut hieroglyphica literis, sic parabola argumentis antiquiores.“ Baco.

4) W. Humboldt: Ueber die Verschiedenheit etc. S. 417. Aber die Figurenschrift hat sich aus Hieroglyphen entwickelt. Barrow (Reisen etc. Deutsche Ausgabe von 1805. Thl. 2. S. 2.) behauptet freilich das Gegentheil.

5) Herodot. lib. II. c. 36. *Αἰγασίοισι δὲ γραμμασι χροῦνται, καὶ τὰ μὲν αὐτῶν ἱρὰ, τὰ δὲ δημοτικὰ καλεῖται.* Es ist nicht ganz klar, ob Herodot, was er von der Richtung der Schrift sagt, nur von der enchorischen verstanden wissen will. Bei den Hieroglyphen liest man gewöhnlich nach der Rechten hin. Doch scheinen die phonetischen zuweilen eine Ausnahme zu gestatten. Die Buchstaben der Inschrift auf dem Zodiacus von Denderah ordnet Champollion nach der Seite hin, wohin der Kopf des Falken sieht, also links (Lettre à Mr. Dacier p. 25). Die Mejikaner ordneten ihre Hieroglyphen von der Rechten zur Linken, und auch sie gaben durch den Kopf eines hinter sich schauenden Thieres die Richtung an, nach welcher man lesen müsse, und zwar so, dass der Kopf der Richtung der Hieroglyphen entgegengesetzt war. — (A. Humboldt. Vues des Cordillères II. p. 88.)

6) W. Humboldt. ibid. S. 425.

bereits auf uralten ägyptischen Denkmälern beisammen und zeigen so den Weg an, auf dem man zum Alphabete kam, der in allen Ländern, dessen Bewohner eine eigene Schrift besaßen, derselbe war. Die Hieroglyphenschrift entstand wahrscheinlich nicht allmählig, sondern durch ein plötzliches Abspringen von der symbolischen Darstellung, sobald man diese als unzulänglich erkannte ⁷⁾, doch entfernte sie sich nicht vom Gebiete des Bildes. Auch wurde durch die Hieroglyphenschrift die symbolische Bildnerei keineswegs verdrängt, da man erstere zur näheren Erklärung der zweiten brauchte. So, wiewohl getrennt, kommen sie auf den ägyptischen Bauüberresten vor, nicht weniger auf den zahlreichen Papyrusrollen, und es erhellt hieraus, dass die Aegypter zwei Hieroglyphen-Systeme hatten, Bilder-Hieroglyphen und Schrift-Hieroglyphen ⁸⁾, jene die symbolische, diese die kyriologische Bezeichnung der Gegenstände. Auf eine gewisse Gleichzeitigkeit beider Darstellungsformen deutet auch die ägyptische Sage von ihrem Ursprunge. Nach der Behauptung aegyptischer Priester war Hermes, der Weisheit Vater, auch Vater der Buchstabenschrift und des discursiven Denkens, so wie Thot Vater der Hieroglyphenschrift, überhaupt des hieroglyphischen Anschauens ⁹⁾. Aber Hermes und Thot oder Theuth, wie Plato ihn nennt, ist dieselbe Gottheit, Hermes als Thot ist Inhaber aller Priesterweisheit und Verfasser vieler Schriften. Auch bei den Phöniciern ist Taaut oder Thot Spender der Kultur und des Alphabets, der elfte Nachkomme des *Protogonos*, des ersten Menschen der vorsündfluthlichen Aera, der dem ägyptischen Kneph oder Agathodämon entspricht ¹⁰⁾. Also sowohl die intuitive als auch discursive Darstellung ist Geschenk ein und desselben Gottes, er gab mit dem Symbole das Bild, mit dem Bilde die Schrift, weil das Symbol als Mittel der Erinnerung ohne eine kyriologische Bezeichnung auch dem Eingeweihten nicht genügen konnte, und selbst diese war mangelhaft, so lange nicht grammatische Zeichen ihre Dollmetscher waren. Von diesen jedoch bis zu einem ausgebildeten Alphabete, bis zu einer Volksschrift ist noch ein weiter Weg, für sie müssen wir das Gesetz der Allmähligkeit in Anspruch nehmen.

§ 6.

Es ist nöthig der Hieroglyphenschrift eine gewisse Vollkommenheit beizulegen, da sie aus wahren Elementen der Rede besteht, aber freilich nicht die Vollkommenheit der Buchstabenschrift, weil die Anschauung eines Bildes kein Gedankenindividuum geben kann, wie die Sprache es fordert. Der Streit, ob die Aegypter den Hieroglyphen nur Figuren

7) W. Humboldt *ibid.* S. 428.

8) Derselbe. S. 430.

9) Die klassische Stelle über Thot in Plato's *Phaedrus* (Opeta Ed. Stereotyp. Tom. VIII. p. 67): „Τούτων δὲ (Θεῶν) πρῶτον ἀριθμὸν τε καὶ λογισμὸν εὑρεῖν, καὶ γεωμετρίαν καὶ ἀστρονομίαν, ἔτι δὲ πεπτείας τε καὶ πυφείας, καὶ δὴ καὶ γράμματα“ etc. Der ganze Mythos, wie ihn Plato von Priestern zu Naukratis vernahm, ist lesenswerth und für Aegypten bezeichnend. — Zu vergleichen ist hier: Zoega: *De Obelisc.* p. 224 und 581. — Champollions Briefe S. 243.

10) Eusebius: *Praeparatio Evangelica*, lib. I. c. 9. In den Sagen Irans ist Kayumeras, ein Sohu Sams, stribittender hoher Priester und Erfinder aller nothwendigen Lebenscultur: der phönische Taaut vielleicht nur ein Nachklang von ihm oder von Tachmuras, der die bösen Dämonen besiegt und durch sie die Buchstaben lernt.

beigemischt haben, kann als abgethan betrachtet werden. Namhafte Forscher, die Franzosen Jollois, Devilliers, Jomard, Cadet, Letronne, Champollion und endlich unser W. Humboldt ¹¹⁾ gestehn ihnen grammatische Zeichen zu und es ist nicht zu bezweifeln, dass aus ihnen ihre Volksschrift hervorgegangen sei, die Zeichen selbst hingegen aus den phonetischen Hieroglyphen, welche die Brücke zu der Buchstabenschrift bilden, wie sich dies an der hebräischen Quadratschrift nachweisen lässt. Dass die Aegypter phonetische Hieroglyphen besessen, behauptete schon Zoëga, sich auf eine Stelle im Horapollo berufend, und Champollion wies es deutlich nach, dass auch die Paronomasie zum Systeme ihrer heiligen Schrift gehört habe. Nach der Darstellung dieses geistvollen Forschers bestanden die phonetischen Hieroglyphen als Hülfschrift bei der rein ideographischen, lange vor der griechischen und römischen Herrschaft. Wenn gleich, streng genommen, alle Schrift der Aegypter ideographisch war, so hat doch Champollions Eintheilung derselben in phonetische und ideographische Hieroglyphen, in hieratische und demotische Schrift vieles für sich ¹²⁾. Jomard wollte auf den ägyptischen Denkmälern sogar cursive Hieroglyphen gefunden haben, konnte aber mit seiner Ansicht nicht durchdringen.

§ 7.

Die Mangelhaftigkeit der ägyptischen Schriftarten springt aus dem Gesagten deutlich genug in die Augen. Die Bilderschrift konnte schon nie wie die chinesische Figurenschrift Lautschrift sein, deshalb liess sie sich nicht unter allgemeine Gesetze fassen und so erlernen, und die Annahme hieroglyphischer Wörterbücher bei der vorauszusetzenden grossen Menge kyriologischer Zeichen hat viel für sich ¹³⁾. Die Figurenschrift ist ein ausschliessliches Besitzthum Asiens, aber die Annahme, dass asiatische Völker nie Hieroglyphen gekannt hätten wäre irrig; ich bin der Ansicht, dass sich sämtliche ursprüngliche Alphabete der Erde aus der symbolischen Darstellung, also aus Hieroglyphen entwickelt haben. Sie lassen sich aber keineswegs alle auf eine Wurzel zurückführen, am wenigsten kommen sie aus Aegypten, wiewohl es nicht an zweifellosen historischen Nachrichten fehlt, dass sich die hieratische Schrift von hieraus, wahrscheinlich durch Sesostriis und anderer Könige Eroberungszüge in asiatische Länder verbreitet habe ¹⁴⁾. Wir stossen hier auf eine Klippe, vor welcher der Untersuchungseifer der Historiker nicht genugsam gewarnt werden kann. Man hat in der Culturgeschichte der Menschheit die Folgen des geistigen Contactes der Völker auf Kosten ihrer selbstständig nationalen Entwicklung erhoben, man hat in den Blüten, welche der mensch-

11) Ibid. S. 430.

12) Lettre à Mr. Dacier, durchweg.

13) W. Humboldt ibid. S. 439.

14) Herodot II. c. 106. Der Vater der Geschichte erzählt hier, dass er Säulen des Sesostriis im palästinensischen Syrien gesehen und auf denselben Inschriften, ferner in Jonien die Abbilder zweier Männer in Felsstein gehauen, beide in ägyptischer und auch äthiopischer Kleidung. Dann fährt er fort: „ἐκ δὲ τοῦ ὧμον ἐς τὸν ἑτερον ὧμον διὰ τῶν στεινῶν γράμματα ἰδὼν Αἰγύπτια δίδχει ἐγκεικολλημένα, λέγοντα τάδε, „ἐγὼ τήνδε τὴν χώραν ὧμοισι τοῖσι ἐμοῖσι ἐκτισάμην.“ Aber diese heilige ägyptische Schrift wurde von den Einwohnern nicht angenommen und benutzt, weil sie ihnen nothwendig unverständlich sein musste.

liche Geist in Künsten und Wissenschaften getrieben, mehr die Spuren fremder Einflüsse gesehn als sich mit der Wahrheit verträgt, man lässt die Künste selbst überliefert werden, und hat deshalb ein Normalvolk und ein goldenes Zeitalter erdichtet. Man verkennt dabei die Macht der menschlichen Natur, die überall aus eigenen Mitteln den Völkern ein bestimmtes Gepräge aufzudrücken vermag, die es ist, welche ihnen das Nothwendige erschafft, ohne eines fremden Lehrmeisters zu bedürfen. Man lässt die Cultur wie eine gute Grossmutter durch die Welt reisen und die armen Menschen Schreiben, Lesen und noch andere Dinge lehren, sie kommt gleichsam mit Adam aus dem Paradiese und verbreitet sich mit den Völkern über den Erdboden. Wenn sich bei verschiedenen Völkern dieselben Bauwerke, Sitten etc. finden, wird sogleich Verwandtschaft oder Ueberlieferung gemuthmasst und die oft abentheuerlichsten Hypothesen müssen diese beweisen. Man will dem Geiste die Macht, an entlegenen Orten gleiche oder ähnliche Gestalten hervorzubringen, nicht zutrauen, eine Macht, welche die Natur doch augenscheinlich besitzt. Kein Naturkundiger wird die Identität der Flötzschichten in Caracas, Thüringen und Nieder-Aegypten läugnen, nicht die Gleichzeitigkeit hydrostatischer Gesetze in allen Welttheilen. Der Geist jedoch soll es nicht vermögen dieselben Begriffe und Gewohnheiten bei Völkern verschiedenen Stammes zu erzeugen, und ihrem Wollen dieselben Tendenzen unterzulegen, es soll für ihn keine Identität der Erscheinungsformen in entlegenen Theilen der Welt geben, eine dürre Tradition und schwer zu erweisende Wanderungen müssen die verbindende Brücke sein, welche nur zu sehr nach einer Eselsbrücke aussieht. Eine ganz flache Ansicht lässt z. B. die pyramidale Bauform zu den Völkern des Westens durch Ueberlieferung kommen, da sie doch als die leichteste und festeste sich dem Geiste jugendlicher Völker von selbst darbieten musste. Ebenso wenig sind die Alphabete sämmtlich überlieferte, denn Asien hat welche aufzuweisen, die offenbar aus einheimischen Hieroglyphen entstanden sind. Die Völker haben von Völkern durch Handelszüge, durch friedliche und feindliche Eroberungen manches erhalten, das ist nicht zu läugnen; aber das Ueberlieferte wäre ohne eine Selbstthätigkeit der einzelnen Nationen fruchtlos geblieben. Wie nun aus dieser Selbstthätigkeit verschiedene Kunststyle hervorgegangen sind, so war sie auch die Mutter mehrfacher von einander ganz unabhängiger Alphabete.

§ 8.

Das merkwürdige, ganz isolirte China, das uns den abstracten Anfang der Geschichte darstellt, scheint gegen den von uns angenommenen Ursprung des Alphabets zu sprechen, die Schrift seiner Bewohner scheint wesentlich ein Werk der Reflexion zu sein. Die Geschichtschreiber des himmlischen Reiches sprechen von einer rein äusserlichen Entstehung ihrer Figureschrift. Tsangkie, so erzählen sie, verbesserte die Schriftzeichen des Fohi, er kopirte die Fusstritte der Vögel im Sande, betrachtete die Linien auf den Schalen von Schildkröten, und von diesen erborgte er seine Charaktere, fünfhundert an der Zahl ¹⁵⁾. In

15) Gützlaff's Geschichte des chinesischen Reiches. 1847. S. 21.

dieser Nachricht spiegelt sich ganz die rein äusserliche Auffassungsweise des Chinesen, der die Natur mit niederländischer Treue und Natürlichkeit copirt, der so wenig von dem einmal Bekannten abzuweichen vermag, dass er sogar in den ausgeschweiften, an den Kanten aufgerollten Dächern seiner Häuser die ursprüngliche Form des Zeltdaches beibehielt. Immerhin mag die chinesische Schrift durch ein rein äusserliches Copiren ihre jetzige, wunderliche Gestalt erhalten haben, ihre Grundformen weisen auf einen andern Ursprung hin. Ihrer sind 214 und aus ihnen wurden erst die 40000 Chiffern zusammengesetzt, deren sich der Chinese so gut wie der Japanese seit Jahrhunderten bedient. Diese Grundzeichen, wahrscheinlich dieselben, die Fohi erfunden haben soll¹⁶⁾, dürfen wir für wirkliche Hieroglyphen halten, wenn sie auch nicht die Vollkommenheit der aegyptischen haben. Dass auch sie dem Triebe des menschlichen Geistes, sich durch ein sinnliches Medium zu erfassen, ihren Ursprung verdanken, wird aus den chinesischen Kuas wahrscheinlich. Wie in diesen die philosophischen Begriffe der Einheit, des Unterschiedes, der Gleichheit zweier Unterschiedener u. s. w., in halb geometrischer, halb arithmetischer Weise durch Linien versinnbildlicht werden, so scheinen in ähnlicher Weise jene Grundfiguren der chinesischen Schrift, gemalte Töne, Klangfiguren zu sein, symbolische Zeichen, die so gut wie die aegyptischen aus Tempeln hervorgingen. Jedenfalls deuten die einheimischen Erzählungen von den Veränderungen, welche sie erlitten, auf ihren anfänglich flüssigen Charakter hin. In ihrem Flusse wurden sie durch den alles nivellirenden und erstarrenden Geist des Landes aufgehalten, sie entwickelten sich nur bis zur Wortschrift. Für eine Wort- oder Lautschrift aber müssen wir die chinesischen Charaktere halten, da sie nicht weniger zum Ohre als zum Auge sprechen. Eine einheimische ist sie gewiss, und man braucht zu ihrer Erklärung nicht zurück nach Aethiopien zu gehn. China liefert den Beweis, dass der sich isolirende Mensch nicht unfähig wird ähnliche Resultate wie die Gesellschaft zu erzielen, dass aber der Hauch der Erstarrung, der jedes sich isolirende Denken nothwendig durchweht, allen seinen Erfindungen und Entdeckungen den Stempel einer unvollkommenen Geburt aufdrücken muss.

§ 9.

Die Schrift der Chinesen ist also eine von ihnen ursprünglich erfundene, keine überlieferte, und auch die alten Alphabete Vorderasiens sind einheimische. Die Buchstaben der Phönicië sind so wenig ägyptische, was Hezel¹⁷⁾ meinte, als man die jetzigen hebräischen dafür halten darf, und wenn Caylus und Büttner auf ägyptischen Mumienbandagen phönizische Buchstaben gefunden haben, so beweist ein solcher Umstand noch garnichts. So fern als die alte Sprache der Hebräer der ägyptischen, standen sich auch ihre Buchstaben. Die Wiege der semitischen Alphabete ist jener Theil Asiens, aus dem nach den mosaïschen Urkunden Abraham einwanderte. Lange hat man nach den Urformen der hebräischen Schrift geforscht. Durch Auffindung der

16) Gützlaff. S. 19.

17) Paläographische Fragmente. S. 6. 102. 108.

grossen steinernen Platten auf dem Berge Garizim oder Ebal glaubte man die Urformen der hebräischen Schrift kennen zu lernen. In Folge neuerer Untersuchungen hat man behauptet, dass die phönizische Figur die älteste der semitischen Buchstaben und zugleich die ursprüngliche der Hebräer gewesen sei. Die erste Behauptung ist falsch, denn die jetzige hebräische Schrift, die zum semitischen Alphabet gehört, ist älter, die andere lässt sich nicht ganz beweisen. Aus Münzen der Maccabäer ergiebt sich, dass damals das phönizische Alphabet bei den Juden im Gebrauche war: aus einigen Aeusserungen des Hieronymus darf man folgern, dass zu seiner Zeit noch das alte Testament mit denselben Buchstaben geschrieben war, aber beides zusammen genommen wäre noch kein schlagender Beweis für die früheren Jahrhunderte*). Ohne gerade behaupten zu wollen, dass die Juden sich eines doppelten Alphabetes für heilige und gewöhnliche Gegenstände bedient hätten, eine Ansicht, die schon Walton¹⁸⁾ bekämpfte, finde ich es nicht ganz unmöglich, dass das phönizische Alphabet erst spät in Palästina aufgekommen sei und ein älteres verdrängt habe. Aber wie es sich damit auch verhalten mag, nicht aus einem frühern Gebrauche bei den alten Juden kann man das hohe Alter der chaldäischen Quadratschrift, in der uns gegenwärtig die Bücher des alten Testaments und der Thalmud aufgezeichnet vorliegen, darthun, sondern aus dem Charakter des Alphabetes selbst, welches deutlich genug aus phonetischen Hieroglyphen hervorgegangen ist. Dass die Aegypter sich solcher Hieroglyphen wirklich bedient haben, kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, sie bilden eine nothwendige und leicht erklärliche Stufe in der Entwicklung der alten Alphabeten, müssen daher auch allen Völkern, die ein ursprüngliches Alphabet besaßen, bekannt gewesen sein. Horapollon¹⁹⁾ bemerkt, dass der Habicht Hieroglyphe der in dem Herzen wohnenden Seele oder der Lebenskraft sei, weil sein ägyptischer Name $\beta\alpha\iota\eta\theta$ die zwei Worte $\beta\alpha\iota$ Seele, Lebenskraft, und $\eta\theta$ Herz enthalte, daher auch $\beta\alpha\iota$, der erste Theil jenes Namens, oft durch den obersten Theil des Habichts, den Kopf, der letzte Theil des Namens, $\eta\theta$, durch den untersten Theil desselben Vogels, die Füsse, bezeichnet werde. Diese Nachricht, welche Zoëga zur Annahme phonetischer Hieroglyphen führte, wirft Licht auf die Art, wie die ältesten Buchstaben entstanden sind, aus dem Zerfallen nämlich der kyriologischen Bilder in ihre einzelnen Theile. Bei der Gestaltung der Buchstaben hatte man die äussere Form dieser Theile vor Augen, ohne weiter ihre hieroglyphische Bedeutung zu berücksichtigen. Das ägyptische B wird demnach wohl entfernte Aehnlichkeit mit einem Vogelkopfe, der Vocal E oder auch das Vocalzeichen mit einer Vogelkralle gehabt haben. Die Möglichkeit dieser Behauptung kann durch den Charakter der jetzigen hebräischen Schrift, von der ich reden will, erwiesen werden. Die Namen, welche die hebräischen oder richtiger chaldäischen Buchstaben bei den Grammatikern führen, entsprechen, so weit sie einen Gegenstand und nicht bloss Laute bezeichnen, durchaus ihrer Gestalt und

*) Es sind Gründe zur Annahme vorhanden, dass Josephus das alte Testament mit der jetzigen hebräischen Schrift geschrieben vor sich hatte.

18) Prolegomena ad Bibl. polygl. § 34 und 35.

19) Hieroglyph. lib. I. c. 7.

lassen ihre ursprüngliche Form, da sie noch phonetische Hieroglyphen waren, errathen. Um mit dem ersten Buchstaben zu beginnen, der Name des א Aleph, ursprünglich wohl אֱלֹף ausgesprochen, bedeutet einen Führer, metaphorisch den Stier, welcher Führer der Heerde ist. Der Buchstabe ist deutlich genug aus dem Bilde des gehörnten Stieres entstanden, das Bild zerfiel in seine einzelnen Theile, der gehörnte Kopf א wurde Vocalzeichen. Das ב führt seinen Namen Bet (בֵּית) mit Recht, denn es ist aus dem Bilde eines Hauses oder Tempels mit einer geöffneten Thür hervorgegangen. Das dritte Zeichen ג Gimel (hebräisch גִּמֶל) verräth noch deutlich die ursprüngliche Gestalt des Kameles mit lang gestrecktem Halse. Dasselbe lässt sich noch bei andern Buchstaben dieses Alphabetes zeigen. Das ד Koph (כּוֹף) z. B. ist aus dem Bilde der Hand entstanden, das auch auf ägyptischen Denkmälern als Hieroglyphe angetroffen wird. Der letzte Buchstabe des Alphabets ט Tau (ursprünglich wohl טָ) ist, wie deutlich zu sehen, aus dem kyriologischen Bilde eines Zimmers mit einer Thür hervorgegangen, das in der Zusammensetzung phonetische Hieroglyphe war. So gehört also das chaldäische Alphabet ursprünglich einem Schriftsysteme an, in dem wie in Aegypten gewisse Hieroglyphen einen Ton durch den Namen der bezeichneten Gegenstände erhielten, die, also den Uebergang von der ängstlichen zur Wort- oder Lautschrift machten. Nicht unmöglich nahmen es die Juden im Exile an, wenn sie nicht schon früher mit ihm bekannt geworden waren, und es blieb im Besitze ihrer Priester. Schon vor der Mischnah und Gemara, und dem babylonischen Thalmud wurden die Bücher des alten Bundes mit chaldäischen Buchstaben copirt. Unstreitig sind die Gegenden am Euphrat und Tigris ihre Heimat, wohin eine alte Nachricht das älteste Alphabet versetzt. Dass den Völkern dieser glücklichen Erdstriche Hieroglyphen bekannt waren, könnte schon allein durch die Keilschrift auf den Backsteinen des alten Babylon und auf den Trümmern von Persepolis bewiesen werden. Die Inschriften auf Tschilminar sind unlängst, funfzig an der Zahl, von den Franzosen Koste und Flandin copirt worden. Dass die Keilschrift aus Hieroglyphen hervorgegangen sei, ist von Kennern behauptet worden. Das Devanagari-Alphabet, den Anwohnern des Indus und Ganges gehörig, scheint jüngeren Ursprungs zu sein als die vorderasiatischen Buchstaben, doch ist seine Verwandtschaft mit dem Schriftsysteme anderer Länder noch nicht gehörig aufgeklärt worden. Das Resultat unserer Untersuchung möchte sein, dass nicht Aegypten, sondern Asien darauf Anspruch machen dürfe, die ältesten Alphabete erzeugt zu haben, und dass namentlich die alte chaldäische Quadratschrift eine uralte sein müsse, weil sich bei ihr der Uebergang aus der Hieroglyphe zur scriptio defectiva nachweisen lasse. Bei den Aegyptern scheint aber dieser Uebergang später stattgefunden zu haben, weil wohl ihre Hieroglyphen nach Asien, ihre demotische Schrift aber zu keinem Volke hinkam, die also entstanden sein muss, als die benachbarten Nationen schon ein ausgebildetes Alphabet besaßen.

